1,50 DM / Band 62
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

BASTEI

Neuer Roman

Damona King

Die Bezwingerin der Finsternis

Ryder Delgado

Bastardas Bestien

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Bastardas Bestien

Damona King Nr. 62

von Martin Eisele

erschienen am 29.06.1981

Bastardas Bestien

Er hieß Thomas Warner, war 23 und galt als unheilbar geisteskrank.

Er wußte, daß sie das von ihm glaubten, aber er machte sich nichts daraus. Sie konnten ihn nicht verunsichern. Er war nicht krank, das wußte er besser, er war nur anders als sie, aber das begriffen sie nicht. Vielleicht wollten sie es auch gar nicht begreifen.

Er war trotzdem zufrieden. Das Pflegepersonal mochte ihn, denn er war nicht gewalttätig und machte ihnen auch keine Probleme.

Meist saß er in seinem kleinen Zimmer und starrte die weißen Wände an. Schweigend. Verbissen.

Denn dort sah er Dinge, die die Anderen, die Normalen, nicht sehen konnten.

Szenen des Grauens…

Nacht über Manhattan.
Ein kalter Wind fauchte durch die Straßenschluchten und trieb mehligen Staub vor sich her. Zeitungsfetzen wurden hochgewirbelt und flatterten wie bizarre Vögel durch die Luft. Die Dunstschleier, die vom Hudson River herankrochen, wurden auseinandergequirlt.
In der Ferne war Motorenlärm zu hören. Wie Meeresbrandung hörte sich das an, fand Frankie Bowens. Richtig romantisch, obwohl an dieser Nacht eigentlich nichts romantisch war. Aber er mochte die Dunkelheit und das Nachtleben. Bei Tage fühlte er sich nicht wohl in seiner Haut, da verkroch er sich am liebsten in seiner kleinen Bude. Er war eben ein Nachtmensch. Bei dem Gedanken mußte Bowens unwillkürlich grinsen.
»Was ist denn so lustig, Frankie?« wollte Stella Parker, seine Partnerin, wissen. Sie warf ihm einen mißtrauischen Blick zu.
»Ich habe gerade daran gedacht, daß irgendwie doch alles Schicksal ist«, erwiderte er. »Ich meine das, was wir so tun.«
»Seit wann philosophierst du, bevor ein Job über die Bühne geht?«
»Tja, ich wundere mich über mich selbst. Weißt du, ich bin nicht unglücklich darüber, daß alles so ist, wie es gekommen ist. Gut, wir leben gefährlich, und wenn uns die Bullen schnappen, dann ist es aus mit dem schönen Leben, aber immerhin… Wir sind frei. Keine solchen Spießer wie die anderen, die Tag für Tag im gleichen Trott vor sich hin leben.« Er schüttelte sich. Allein die Vorstellung, brav und bieder irgendwo einer geregelten Arbeit nachzugehen, wirkte wie eine eiskalte Dusche.
Geregelte Arbeit, wenn er das schon hörte.
Wie gesagt, er mochte die Nächte in Manhattan. Besonders die ganz dunklen, und hier in der Downtown waren sie das meist. Der Lichterglanz des Broadway fand seinen Weg nicht bis hierher, die vergammelten Hinterhöfe und unbeleuchteten Parkplätze waren also wie geeignet für ihre Streifzüge.
Hier stand der Müll überall buchstäblich knöcheltief. Es stank fürchterlich. Auch nach menschlichen Exkrementen und Schweiß.
Die morschen, abbruchreifen Wohnsilos schienen diesen Gestank auszuatmen und mit dem der Abfälle zu vermischen. Frankie Bowens war nichts anderes gewöhnt. Er war hier aufgewachsen; hier war er zur Schule gegangen – zwar nur kurz, aber immerhin – und hier war er mit seinen Freunden herumgetollt und hatte erste Automaten geknackt. Die Hinterhöfe der dritt- und viertklassigen schummrigen Bars, die düsteren Hauseingänge und verschachtelten Mietskasernen, das war sein Milieu, hier kannte er sich aus, deshalb war es für ihn auch nur logisch, daß er hier Karriere machte.
In Stella hatte er die ideale Partnerin gefunden. Sie war bildhübsch, skrupellos genug – und sie liebte ihn. Sie paßten zusammen, waren ein

ideales Pärchen, beruflich wie privat lief bei ihnen alles bestens.

Sie lockte die Kerle, die betucht genug aussahen, an, und er besorgte es ihnen dann mit einem hübschen Totschläger.

Ein Schlag reichte meist, um sie ins Reich der Träume zu befördern, mehr wollte er auch nicht, denn er war schließlich kein Killer, sondern lediglich an dem Bargeld interessiert, das sie bei sich trugen.

Sie verdienten nicht schlecht damit, und Stella mußte sich nicht verkaufen wie früher. Da hatte sie für Hank Dillagio als Callgirl gearbeitet. Aber Hank nahm die Mädchen aus. Frankie Bowens hatte ihm gezeigt, wer der Herr war – und er hatte Stella mitgenommen.

Frankie Bowens war eifersüchtig, und er gestand sich das auch ein. Allein der Gedanke, daß so ein Kerl Stellas Körper berühren könnte, brachte ihn auf die Palme. Nein, da war der Job, den sie für ihn machte, schon besser und sauberer.

Stella räusperte sich. »Ich glaube, da kommt einer«, hauchte sie dann.

Frankie Bowens versteifte sich leicht. Er starrte zu dem schäbigen Kelleraufgang hinüber, über dem sich protzig ein Riesenleuchtschild mit der Aufschrift BAR präsentierte.

Die ›Bar‹ war ein mieser Stripteaseschuppen, in dem es noch nicht einmal ein gescheites Bier gab.

Trotzdem verliefen sich immer wieder mal Fremde hierher. Und auf die hatten sie es abgesehen.

Frankie sah den Mann, der die ausgetretenen Stufen hochtorkelte und fluchte.

»Shit-Laden! Ich werd's euch zeigen, einen anständigen Geschäftsmann so auszunehmen!«

»Geschäftsmann ist immer gut«, flüsterte Frankie Bowens grinsend.

Stella knuffte ihn in die Rippen.

Sie drückte sich in den dunklen Hausflur, der der Bar gegenüberlag. Die schmale Straße war dunkel, aber Frankie hatte Augen wie eine Katze.

Der Mann mußte Geld haben. Er trug einen Anzug, und in der rechten Hand einen schlanken Koffer. So etwas trugen normalerweise die vornehmen Herren. Frankie kannte sich aus. Seine Zunge huschte über die Lippen.

Er verständigte sich mit Stella durch einen knappen Blick. Sie wußte, was sie zu tun hatte, nickte ihm leicht zu, dann marschierte sie los.

Frankie sah ihr nach.

Sie war wirklich eine Augenweide. Schon wie sie ging. Hinreißend. Ihre drallen Pobacken schlenkerten hin und her. Und unter dem knappen Mini zeichneten sie sich überdeutlich ab. Da konnte so leicht niemand widerstehen, zumal auch der Rest mehr als zum Anbeißen war. Endlos lange Beine. Kurven überall dort, wo sie zu sein hatten. Und das Gesicht, das von der roten Mähne eingerahmt wurde, war

eigenwillig, kein zahmes – es versprach eine ganze Menge. Schmal war es, apart, die Katzenaugen waren grün und geheimnisvoll.
Stella sprach den Mann an.
»Haben Sie Feuer, Mister?«
»Was wollen Sie?«
Sie lachte kehlig, Frankie Bowens konnte es sogar bis hier herüber hören.
»Ich fragte, ob Sie Feuer haben?«
Der Mann stierte sie an und pendelte von einem Fuß zum anderen.
Er mußte einiges geladen haben.
»Das ist aber eine zweideutige Frage, Miß!« knurrte er, und jetzt klang seine Stimme plötzlich nicht mehr so ärgerlich wie vorhin, als er auf den Wirt der ›Bar‹ geflucht hatte.
»So war sie auch gemeint«, sagte Stella Parker halblaut.
»Also, ich weiß nicht. So einer Lady wie Ihnen begegnet man ja nicht alle Tage. Und dann auch noch ausgerechnet hier, in diesem miesen Viertel…«
»Ich heiße Mary«, sagte Stella.
»Ich bin Charles Lovner.«
»Lovner. Wie hübsch. Der Name paßt zu Ihnen. Sie gefallen mir.«
»Wieviel?«
»Aber wer wird denn über Geld reden. Ich sagte doch, Sie gefallen mir, Charly. Begleiten Sie mich? Die Nacht ist so dunkel und kalt, und diese Gegend hier ist wirklich nicht die feinste. Sie können mich nach Hause bringen… Den Wunsch schlagen Sie doch einem schwachen, schutzbedürftigen Mädchen nicht ab, oder?«
Frankie Bowens bekam heiße Ohren. Verdammt, warum mußte sie auch nur so übertreiben. Wenn der Kerl Verdacht schöpfte…
Aber Charles Lovner lachte. Seine Wut schien verraucht zu sein.
»Okay, Baby, ich bringe dich nach Hause. Wäre doch zu schade, wenn du da nicht unbeschadet ankommen würdest!«
Sein Lachen klang hinterhältig.
Er rülpste.
Stella hakte sich bei ihm ein.
Die beiden marschierten los. Frankie konnte jetzt nicht mehr verstehen, was sie miteinander redeten. Er holte den matt schimmernden Totschläger hervor. Drei, vier Sekunden lang blieb er noch in den Hauseingang geduckt stehen, dann machte auch er sich auf den Weg.
Er hatte die Stelle, an der es diesmal geschehen sollte, mit Stella genau abgesprochen. Sie sollte ihren Goldfisch zu der alten Brauerei bringen. Dort würde er sich dann in den Flirt einschalten.
Stella lachte. Sie schien sich prächtig zu amüsieren.
Zu sehr, fand Frankie.

Wenn sie nicht spurte, dann würde sie das bitter zu bereuen haben. Gefühle konnten sie sich in ihrem Geschäft nicht leisten.

Aber was zweifelte er an seiner Stella?

Er war schon ein blöder Hund. Stella war nur in ihn vernarrt. Und natürlich in die Bucks, die sie sich verdienten.

Er folgte dem Paar in sicherem Abstand.

Die Umgebung wurde mieser, die Häuser noch trostloser, grauer, aus der Gosse stank es noch schlimmer. Charles Lovner schien das alles nicht zu bemerken. Für ihn zählte nur das Girl, das er jetzt bereits im Arm hielt.

Frankie Bowens nahm sich vor, diesmal ein bißchen härter zuzuschlagen.

Die beiden bogen in einen schmalen Durchgang ein. Er führte in einen Hinterhof, auf dem zwei Autowracks verrosteten. Die Fenster waren eingeschlagen. Die Räder abmontiert. Das Innere buchstäblich geräubert.

Unkraut wucherte ringsum.

Der kalte Wind fiel pfeifend und heulend in den Hof ein. Erst im Hintergrund wurde er von einem hohen Holzzaun gebremst. Dahinter begann ein handtuchbreiter Hof. Es gab sogar einen Sandkasten, in dem wohl tagsüber Kinder spielten. Die Mietshäuser ringsum waren verfallen. Der Verputz bröckelte von der Mauer. Im siebten Stock brannte noch Licht hinter einem Fenster.

Das Orgeln des Verkehrs war jetzt kaum mehr zu hören.

Die Menschen, die hier hausten – wohnen konnte man dazu nicht sagen – hatten nichts übrig für das sogenannte Nachtleben. Einfache, arme Leute. Oft Neger. Sie mußten früh aufstehen und gingen früh zu Bett.

Ein schmaler Weg stach durch diese Gegend. Laternen gab es nicht. Der richtige Weg für Verliebte.

Oder für zweibeinige Ratten, die hier auf Opfer lauerten.

Der Weg mündete vor der Brauerei.

Frankie Bowens entschloß sich, die Sache hier schon zu einem Ende zu bringen. Er hatte genug von diesem Charles Lovner. Der ging jetzt nämlich mächtig zur Sache.

Er versuchte, Stella zu küssen.

Sie wehrte sich.

»Aber Charly!« hörte Frankie Bowens sie entrüstet sagen.

Das war das Zeichen für ihn, daß es jetzt wirklich höchste Zeit wurde.

»Komm, komm, zier’ dich nicht so!« schnauzte Charles Lovner wütend. »Ich weiß doch genau, daß das genau das ist, was du von mir wolltest. Du hast mich doch nicht umsonst zu diesem Spaziergang eingeladen, du Schlampe!«

Er ohrfeigte sie.
Stella schrie und wich zurück. Charles Lovner setzte nach. Er packte sie, zerrte sie herum. Stella riß ihre Hände hoch und versuchte, ihr Gesicht zu schützen.
»Du feiger Kerl! Eine Frau schlagen, dazu bist du stark genug… Frankieeeee!«
Charles Lovner schlug wieder zu. Und er drängte Stella Parker zu dem Lattenzaun hin, der den Weg rechter Hand begrenzte. Wuchtig stießen sie dagegen. Der morsche Zaun gab nach. Holz zerbarst krachend. Mit einem Schrei fiel Stella rücklings in das angrenzende Grundstück hinein. Charles Lovner stürzte ihr nach.
»Nein! Nicht! Frankieee…«
Frankie Bowens sah rot. Er war knapp fünf Yards hinter den beiden zurück gewesen, jetzt hetzte er wie von Sinnen zu der Stelle, an der sie verschwunden waren. Er befürchtete das Schlimmste…
»Nicht! Nein! Du – du bist nicht betrunken… Du – du bist der Teufel!« Stella schrie es voller Verzweiflung.
Frankie bekam Angst. So hatte er sie noch nie gehört. Was geschah dort vorn? Was machte dieser Wahnsinnige mit seiner Stella?
»Laß' sie los!« schrie Frankie. Noch schneller rannte er.
Ein grausiges Schmatzen und Schlürfen war zu hören…
Stellas Schreien erstarb in einem grausigen Röcheln.
Noch ein Yard! Frankie Bowens schrie wie verrückt, er katapultierte sich regelrecht vorwärts, erreichte das Loch im Zaun, drängte sich durch, seine Jacke blieb an einem rostigen Nagel hängen, zerfetzte, weil er nicht stehenblieb.
Überall Verfall.
Unkraut. Müll. Im Hintergrund ein paar spärliche Bäume. Dort sah er eine huschende Bewegung.
Frankie Bowens dachte nicht daran, zu kneifen. In diesen Augenblicken dachte er nur an sein Girl. Was war mit ihr passiert? Er packte den Totschläger fester und sprintete zu der Baumgruppe hinüber.
Dann sah er Stella.
Sie lag auf dem Rücken und bewegte sich nicht. Ein dunkler Schemen in der sternenlosen Nacht. Frankie schluckte den Kloß hinunter, der in seiner Kehle saß.
»Stella…«, flüsterte er.
Ganz langsam ließ er sich neben ihr auf die Knie nieder. Sie rührte sich noch immer nicht. »Stella…«
Er beugte sich über sie – und zuckte wie von der Natter gebissen zurück.
Stella war tot!
Und – sie hatte kein Gesicht mehr!

***

Eine glatte, hölzern wirkende Fläche…

Frankie Bowens konnte es nicht fassen. Er starrte darauf, zitterte am ganzen Körper und schüttelte immer wieder den Kopf.

Der Anblick blieb derselbe.

Stella hatte kein Gesicht mehr.

Ein grausiger Anblick…

Da registrierte Frankie Bowens die gleitende Bewegung hinter sich, er begriff, daß er seine Umgebung zu lange außer acht gelassen hatte, und handelte im gleichen Sekundenbruchteil. Mit einem verzweifelten Schrei hechtete er über Stellas reglosen Körper hinweg, kam auf, rollte sich ab – und stand wieder auf den Füßen.

Den Totschläger hielt er immer noch in der Rechten, und er war fest entschlossen, ihn zu benutzen.

Er sah den wuchtigen Schatten, der über Stella aufragte.

Das war der Kerl, der sie getötet hatte, der ihr das Gesicht gestohlen hatte!

Wie mochte er es angestellt haben?

Himmel, das ging doch nicht mit rechten Dingen zu. Frankie Bowens Instinkt sprach an. Er warnte ihn vor dem Schatten. Das war nicht mehr derselbe Mann, den er und Stella hatten ausnehmen wollen. Oder? Aus den Jägern waren Gejagte geworden. Stella war tot.

»Flucht ist sinnlos«, grollte der Unheimliche.

Frankies Gedanken überschlugen sich. Er packte den Totschläger fester. Und er ahnte, daß er einen großen Fehler gemacht hatte, vorhin, als er Stella auf diesen Kerl angesetzt hatte. Er hatte nur auf den Anzug und den Koffer geachtet. Das Gesicht war in der Dunkelheit nicht zu sehen gewesen.

Er hatte nicht mit einem ernsthaften Gegner gerechnet. Warum auch? Sie hatten mit ihrer Masche noch nie Schwierigkeiten gehabt.

Was hatte Stella vorhin geschrien?

Daß dieser Kerl der Teufel sei?

Frankie schluckte hart. Der Schatten bewegte sich nicht. Irgendwie besitzergreifend stand er über Stellas Leichnam.

Frankie starrte hin. Für ein paar Augenblicke hatte er das Gefühl, als würde der Körper pulsieren. Schwärze schien davon auszustrahlen.

»Komm her!« herrschte ihn der Schatten an.

»Damit du mich auch erledigen kannst?«

»Natürlich.«

Der Mörder sagte das mit einer derartigen Selbstverständlichkeit, daß es Frankie eiskalt über den Rücken lief.

»Komm her!«

»Ich denke nicht daran.«

»Ich will etwas von dir, und ich werde es bekommen!« Die Stimme

des Unheimlichen klang noch immer sanft, belustigt.
Er machte einen Schritt vor.
Frankies Muskeln spannten sich an.
»Du wirst sterben, mein Freund. Du hast deinen Meister gefunden. Du und deine Partnerin. Eure schwarzen Seelen werden für wichtigere Dinge gebraucht…«
»Was faselst du da?«
Frankie Bowens wich langsam zurück. Der Schatten des Mannes kam näher. Aber war das überhaupt ein Mensch? Frankie kamen immer stärkere Zweifel.
Du – du bist der Teufel!
Wieder hörte er Stellas verzweifelte Stimme.
Der Fremde schien zu schweben. Nebel wogte über dem unkrautüberwucherten Boden.
»Warum?« krächzte Frankie heiser.
»Wir brauchen eure Seelen – und eure Gehirne.«
»Wer – wir?«
»Bastarda, unsere Herrscherin, die Herrscherin im Reich der Finsternis, und wir, ihre treuen Vasallen!«
Wahnsinn! Frankie Bowens spürte, wie sein Herz einen Schlag aussetzte. Dann hämmerte es unregelmäßig los. Es tat weh. Er keuchte. Der Schweiß stand auf seiner Stirn. »Du – du bist verrückt!« stieß er hervor.
Der Unheimliche lachte nur.
Obwohl er jetzt bis auf drei Yards heran war, konnte Frankie Bowens sein Gesicht immer noch nicht sehen. Es schien, als stünde ihm ein Schatten, in einen teuren Anzug gehüllt, gegenüber…
Hinhalten! Du mußt ihn hinhalten! zuckte es durch Frankie Bowens Sinn.
»Wozu… wozu braucht ihr die Seelen – und … und die Gehirne?« würgte er heraus. Er fühlte sich schwach und elend.
Am liebsten wäre er davongelaufen, aber das konnte er nicht. Er war kein Feigling. Er lief nicht davon. Er würde Stella rächen, und wenn das nicht möglich war, dann – dann würde er mit ihr sterben.
Er hatte sie geliebt. Ohne sie war das Leben nicht mehr lebenswert.
Erneut lachte der Schatten.
»Es sind Köder«, sagte er dann. »Köder für die Horror-Bestien aus der Dimension des Grauens!«
»Aber ihr Gesicht…«, stammelte Frankie. »Warum hast du das mit Stellas Gesicht gemacht?«
Der Schatten machte eine wegwerfende Bewegung.
»Beeindruckt?« wollte er lauernd wissen.
Frankies Nerven flatterten. Nur noch mühsam hielt er sich unter Kontrolle.

Er wollte sein Gegenüber töten.
Er war kein Killer, beileibe nicht, aber jetzt kannte er nur noch einen Gedanken: Bring das Schwein um!
»Du – du wolltest mich nur damit schocken«, stellte Frankie Bowens fest.
»Erraten. Und es ist mir gelungen. Jetzt gehörst du mir. Meine Herrin wird zufrieden sein. Ich bringe ihr reiche Beute. Du und deine Partnerin – ihr seid nicht meine einzigen Opfer…«
Das Lachen des Schattens war laut und mißtönend und grausam.
Frankie packte es nicht mehr. Er stürzte sich vorwärts, schoß seine Hand mit dem Totschläger ab, drosch zu – und traf auch.
Mit einem harten Klacken sprang der Totschläger von der Schwärze ab. Frankie hatte das Gefühl, als würde ihm ein Stromstoß durchs Handgelenk rasen.
Er schrie.
Da traf ihn die Rechte des Unheimlichen. Er wurde gut zwei Schritte zurückgeworfen und landete auf dem Rücken. Ein scharfer Schmerz drosch ihm die Luft aus den Lungen.
Der Unheimliche stakste heran. Ganz gemächlich. Er schien es nicht eilig zu haben.
Er war seiner Beute völlig sicher.
»Du bist in die Falle gegangen, Bowens«, sagte er genüßlich. »Du hast geglaubt, fette Beute zu machen, und jetzt mußt du sehen, daß du selbst fette Beute bist. Meine Beute. Du und deine Partnerin, ihr habt genug Schaden angerichtet, diesmal seid ihr auf einen Köder hereingefallen…« Polterndes Lachen. Die knirschenden Schritte.
Der Nebel schien höher zu wallen.
Frankie Bowens robbte rückwärts weg.
»Bleib da, Feigling! Du entkommst mir nicht. Es gibt keinen Platz auf dieser Welt, an dem ich dich nicht finden und holen könnte.«
Und mit diesen Worten gab der Unheimliche seine Schatten-Tarnung auf!
Wie schwarze Farbe floß sie weg, und Frankie Bowens sah das wahre Gesicht seines unheimlichen Gegners.
Es war gut doppelt so breit wie das eines normalen Menschen, bleich, aufgedunsen, fleckig wie alter Teig; zwei schmale Schlitzaugen saßen dicht über der Nasenwurzel beieinander. Eine Nase allerdings gab es nicht, auch keinen Mund! – Wenigstens keinen, den Frankie sehen konnte.
Nur einen gefährlich langen, peitschenschnurdünnen, in einer tödlichen Hornspitze zulaufenden Tentakel, der unmittelbar unterhalb der grausamen Augen aus dem Schädel wuchs.
Dieser Tentakel pfiff auf Frankie Bowens zu!
Frankie schlug danach. Ein heftiger Schlag wischte seine Hände

jedoch weg. Der Tentakel zuckte hoch und wieder vor. Wie eine angreifende Schlange!

Nur war dieser Tentakel viel gefährlicher.

Frankie Bowens begann in diesem Sekundenbruchteil, der noch blieb, bis die Hornspitze in seinen Schädel schlug, daran zu denken, daß er jetzt wußte, wie der Unheimliche Stellas Gehirn und Seele geraubt hatte…

Er aber wollte nicht so enden!

Ein letzter Rest von Energie ließ ihn seinen Schädel instinktiv zur Seite reißen, der Tentakel verfehlte ihn, der Dämon fluchte. So langsam schien er doch die Geduld zu verlieren. Frankie Bowens wollte auf die Füße hoch, doch da traf ihn wieder ein Fausthieb. Es war ein Schlag wie mit einem Betonpfeiler. Frankie wirbelte um seine Achse, fiel wieder, hörte hinter sich die stampfenden Schritte des Dämons, spürte seine Nähe, dann krachte der Kerl auf seinen Rücken. Mörderische Hände packten zu, rissen ihn herum. Die Jackenknöpfe sprangen auf. Ratschend zerriß Frankie Bowens' Hemd.

»Du Narr! Du erschwerst es dir nur!« keuchte der Unheimliche und zerrte Bowens auf die Füße.

Frankie schlug um sich.

Der Tentakel wirbelte herum, wand sich um seinen Hals…

Da geschah es!

Der Dämon brüllte plötzlich jaulend auf, der Tentakel lockerte sich, glitt mit einem ekelhaften, schleifenden Geräusch weg, ebenso waren die Fäuste, die ihn aufrecht gehalten hatten, unvermittelt weg.

Frankie ging ein drittes Mal zu Boden.

Nach Luft japsend, versuchte er sich wieder auf die Ellenbogen hochzudrücken. Es ging nicht. Zwei, drei, vier Sekunden blieb er schwer atmend liegen.

Dann aber mobilisierte er noch einmal seine ganze Kraft. Er wußte nicht, warum ihn der Dämon aus seinen Klauen gelassen hatte, aber es war jedenfalls so. Bevor es sich der Teufel anders überlegte, wollte er weg von hier…

Unglaubliche Zähigkeit brachte Frankie Bowens wieder hoch. Sein schlanker, muskulöser Körper war total verkrampft. Sein Schädel schmerzte. Das lange, schwarzblaue Haar war verdreckt und zerzaust, die Kleidung zerrissen.

»Du entgehst mir nicht!«

Die eiskalte Stimme des Dämons riß Frankie wieder in die Wirklichkeit zurück. Er vergaß sogar seine Schmerzen, seine Angst.

Der Unheimliche war auf Distanz gegangen. Die grausamen Augen hatten sich auf einen Punkt auf Frankie Bowens' Brust geheftet.

Frankies linke Hand tastete hoch.

Das Kreuz!

Das silberne Kreuz, das Stella ihm vor ein paar Wochen geschenkt hatte!

Frankie zerriß es schier die Brust. Sie hatte ihm ihr Kreuz geschenkt. Jetzt war sie tot, und er – er überlebte, weil er das Kreuz trug.

Langsam wich er zurück.

Der Dämon folgte ihm in sicherem Abstand.

»Laß mich verschwinden!« flehte Frankie.

»Ich kriege dich. Das Kreuz schützt dich zwar, aber ich kriege dich. Mir ist noch keines meiner Opfer entkommen!« Es hörte sich wie ein blutiger Schwur an.

Frankie biß die Zähne zusammen. Er wußte, daß der Unheimliche nicht spaßte oder große Töne spuckte. Es war ein Dämon. Ein Wesen der Finsternis. Frankie dachte unwillkürlich an die Horror-Filme, die er sich hin und wieder ganz gerne zu Gemüt geführt hatte.

Jetzt waren sie Wirklichkeit geworden.

Er hatte den Lattenzaun erreicht. Glasscherben, die im Gras lagen, knirschten unter seinen Schuhsohlen.

Der Dämon fixierte ihn ununterbrochen. Der Tentakel wischte unruhig durch die Luft. Wie eine riesige Chamäleon-Zunge, die nur darauf wartete, zustoßen zu können.

Frankie mußte an das grausige Schmatzen und Schlürfen denken, das er vorhin gehört hatte…

Nein, so wollte er nicht sterben.

Er durfte nicht weglaufen, sonst würde er nie wieder ruhig schlafen können.

Er dachte an Stella, die von dieser – dieser Bestie umgebracht worden war. Sie war so schön gewesen, so jung…

Er würde sie rächen!

Frankie Bowens' Mut war wieder da. Und auch seine Gerissenheit.

Er akzeptierte die Sachlage. Kämpfte er diesmal eben gegen ein Ungeheuer in Menschengestalt. Er war kein Schwächling. Und jetzt hatte er auch eine wirksame Waffe…

Frankie Bowens bluffte. »Laß mich gehen«, flehte er noch einmal und ließ seine Stimme so weinerlich wie nur möglich klingen. Mit dem Rücken stand er zum Zaun. Seine Linke war um das silberne Kreuz gekrallt. Die Rechte tastete über den Lattenzaun, wie um das Loch zu finden, durch das er fliehen wollte.

»Du gehörst mir. Du bist schon tot.«

»Nein! Bitte… Ich gebe dir alles, was du willst …«

»Du weißt, was ich will. Dein Gehirn. Deine Seele. Beides werde ich bekommen.«

Frankie tat, als wolle er sich herumwerfen und durch das Loch im Zaun verschwinden, der Dämon stieß einen lästerlichen Fluch aus und stürzte sich vor.

Darauf hatte Frankie gewartet. Er riß das silberne Kreuz los, tauchte unter den wie Rammspornen vorschießenden Fäusten des Dämons sowie dem an seinen Ohren vorbeipfeifenden Tentakel weg, sah einen Augenblick lang die Gestalt über sich schweben, und da riß er seine Faust mit dem Kreuz hoch und schlug sie dorthin, wo er das Gesicht dieser Kreatur vermutete.

Der Dämon schrie auf. Ein klägliches Heulen und Jaulen.

Er wollte zurückweichen.

Aber Frankie Bowens setzte nach. Jetzt hatte er Oberwasser, er wollte es nützen.

Der Dämon schrie noch immer.

Frankie Bowens schlug wieder zu. Und noch einmal. Es zischte und brodelte, wenn das Kreuz sein Ziel – die Höllenfratze des Dämons – traf, große, schwarze, schaumige Tropfen rannen darüber, der Tentakel verdorrte und fiel ab.

Der Dämon brach in die Knie.

»Du… wirst es bereuen …«, krächzte er mit letzter Kraft.

Frankie lachte wild. »Du bist erledigt. Ich – ich hab dich erledigt.«

Frankie schlug wie verrückt auf die sich auflösende Gestalt ein.

Wie ein überhitzter, brodelnder Teig lief der Dämon auseinander.

Sein menschlicher Körper verging. Sank in sich zusammen, und Frankie schlug noch immer mit dem Kreuz zu. Der Gestank, der von dem Dämon aufstieg, war ekelerregend. Frankie übergab sich.

Dann blieb er keuchend neben der häßlichen, schwarzen Pfütze liegen, die von seinem Gegner übriggeblieben war.

Fünf Minuten vergingen.

Dann rappelte er sich auf, wischte sich den Angstschweiß, der wie eine klebrige Masse auf seinem Gesicht lag, weg und ging zu Stella hinüber.

Er vermied es, auf die glatte Fläche zu sehen, die einmal ihr Gesicht gewesen war.

»Stella…«, krächzte er rauh. »Stella, oh, verdammt – es tut mir so leid.« Tränen standen in seinen Augen. Dann beugte er sich über sie, durchsuchte ihre Taschen, nahm das bißchen Geld und die Hausschlüssel an sich, die er darin fand. Ausweispapiere trug sie nicht bei sich.

Er kam sich schäbig vor, wie ein Leichenfledderer. Aber es mußte sein, denn wenn die Bullen Stellas Leiche fanden, dann würde es mächtig viel Rummel geben. Eine Leiche ohne Gesicht, das brachte die Hyänen von der Boulevardpresse automatisch auf den Plan.

Sie würden ihn verdächtigen.

Deshalb durfte er keine Spuren zurücklassen.

Auch den Totschläger nahm er an sich. Dann wandte er sich ab. Er sah nicht zurück. Er fühlte sich nicht als Sieger, nein.

Er war der Verlierer. Und zum erstenmal in seinem Leben hatte er Angst vor der Nacht.

Er wußte, daß es nicht ausgestanden war.

Es fing jetzt erst an. Die Dämonen würden ihn wie einen tollen Hund jagen…

***

Mit jedem Tag wurden die Bilder schlimmer.

Thomas Warner sah, wie der Tod über die Menschen von New York kam. Der Tod in Gestalt riesiger Geier, Ratten, Spinnen und Schlangen.

Die Menschen waren ahnungslos.

Und als sie die Gefahr endlich erkannten, waren sie ihr bereits hilflos ausgeliefert.

Er sah sie sterben. Geflügelte Bestien stießen aus einem unheilvoll verfärbten violettroten Abendhimmel, packten sich ihre Opfer, stiegen wieder in schwindelnde Höhen auf und verschwanden wie weggezaubert.

Ratten, so groß wie Wolfshunde, griffen an und streunten durch verwilderte Hinterhöfe, lauerten in Hauseingängen und Kellern.

Schlangen wanden sich aus düsteren Verstecken, Spinnen krabbelten über menschenleere Straßen.

Thomas Warner sah die Toten, sah ihre starren, stumpfgläsernen Augen, die ihn wie anklagend fixierten. Ihre zu Klauen geformten, verkrampften Hände richteten sich plötzlich zuckend auf ihn, als wollten sie ihn packen und zu sich ins Totenreich zerren.

Ein eiskalter Wind fächelte durch die Straßenschluchten New Yorks.

Der Wind, in den der Odem des Todes eingewoben war.

Das Ende war gekommen…

Die Bilder machten ihm Angst. Besonders das Frauengesicht, das immer wieder schemenhaft über den rasend schnell ablaufenden Geschehnissen zu sehen war. Wie ein Phantom. Ein engelhaft schönes Gesicht, das von goldenen Locken, die bis tief auf die Schultern hinunterfielen, gerahmt war. Aber es war nur eine marmorne Maske, hinter der die grausame Bosheit des Teufels verborgen lag.

Thomas Warner wußte, wem dieses Gesicht gehörte, denn er hatte es auf den weißen Wänden seines kleinen Zimmers schon einmal gesehen. Damals hatte er den unseligen Augenblick erlebt, in dem es entstanden war.

Ja, entstanden. Denn es war kein normales Gesicht.

Es war das Gesicht des personifizierten Bösen!

Das Gesicht Bastardas, der Teufelin!

Sie war ein Wesen, das aus drei anderen Wesen entstanden war.[1]

Aus der teuflischen Hexe Liar. Aus der Halb-Dämonin Chrysel

Thoran. – Und aus einem der legendären Blutgötter der alten Erde.

Bastarda, die Dreimalgroße und die Herrscherin der Nacht, so wurde sie ehrfurchtsvoll genannt. Innerhalb weniger Wochen hatte sie ihren Einfluß im Reich der Schwarzblütigen manifestieren und ausbauen können. Die Blutgötter forcierten ihren Aufstieg mit allen Mitteln, denn sie war ihre mächtigste Waffe im Kampf gegen das Gute – aber auch gegen die Dämonen der Schwarzen Familie Asmodis'.

Zwischen den beiden dämonischen Supermächten schwelte der Zwist. Jede Partei beanspruchte die absolute Macht über Menschen und Dämonen für sich. Die große Auseinandersetzung schien unausweichlich.

Bastarda war der Trumpf der Blutgötter, die sich ihrerseits geschickt im Verborgenen hielten.

Auch Thomas Warner wußte nicht, wo sie steckten. Er hatte sie noch nie zu Gesicht bekommen. Die weißen Wände zeigten sie nicht.

Zahlreiche Vasallen, die die Blutgötter im Laufe der Zeit um sich geschart hatten, hatten sich nun offiziell auf Bastarda eingeschworen. Nichts konnte den unaufhaltsamen Aufstieg der Dreimalgroßen bremsen oder gar noch aufhalten.

Sie war die neue Herrscherin im Schattenreich, und sogar Asmodis, der Fürst der Finsternis, erschauderte, wenn ihr Name genannt wurde. Gleich den Blutgöttern hielt auch er sich im Hintergrund. Zu viele Niederlagen hatte er in letzter Zeit einstecken müssen. Im Kampf gegen die Moordrohr durfte es das nicht geben, deshalb war er so vorsichtig wie nie zuvor.

Bastarda aber war entschlossen, alles zu tun, um ihrem Ruf gerecht zu werden.

Sie wollte sich nicht irgendwo verkriechen. Sie wollte Taten für sich sprechen lassen.

Sorgfältig bereitete sie ihren ersten großen Schlag gegen die Menschen vor.

Sie wollte die Horror-Bestien aus den Niederungen des Grauens locken und auf die Menschen New Yorks hetzen. Von New York aus wollte sie ihren Siegeszug über die ganze Welt antreten.

Oder – hatte sie ihn schon angetreten? Sah er lediglich Vergangenes? – Oder würde das alles, was er jetzt sah, erst geschehen?

War er schon tot? War die Welt schon tot? Hatten die Blutgötter ihre grausame Herrschaft bereits angetreten?

Thomas Warner starrte auf die weiße Wand und sah die grausigen Szenen, sah den tausendfachen Tod, das namenlose Grauen, die abgrundtiefe Verzweiflung, und er hörte eine freundliche Stimme, die ihm einen Namen zuflüsterte.

»Damona King.«

Immer wieder, immer eindringlicher: »Damona King! Damona King!«

Er kannte sie. Auch sie hatte er schon gesehen. Damals, als Bastarda entstanden war, war sie ganz in der Nähe gewesen, und genau genommen hätte sie durch Bastardas Hand, in einer fernen Zeit gestrandet, auf dem Scheiterhaufen sterben sollen. Doch Damona King war entkommen…

»Damona King!«

Thomas Warner lauschte der freundlichen Stimme.

Die Bilder auf der Wand aber wurden schlimmer. Rauchwolken quollen hoch, kräuselten sich – und plötzlich breiteten sie sich über die Wand aus, verwischten die Bilder.

Blut quoll aus der Wand, tropfte zu Boden, bildete eine Pfütze, die rasch größer wurde…

Thomas Warner begann gellend zu schreien!

***

Mike Hunter hatte mindestens zwölf Yard Vorsprung.

Und den baute er konsequent aus. Wie der Teufel flitzte er den asphaltierten Serpentinenweg entlang, wich den wenigen Joggern aus, die um diese Zeit unterwegs waren – und wenn man ihn so sah, dann konnte man glatt meinen, er wäre mit den Roller Skates auf die Welt gekommen.

Damona King stellte sich das erst mal bildlich vor. Sie mußte lächeln dabei.

Mikes Vorsprung vergrößerte sich weiter, dagegen konnte sie mit ihren boshaften Gedanken nichts machen, da biß die Maus keinen Faden ab.

Aber so einfach gab sie nicht auf.

Vor einer halben Stunde hatten sie eine hitzige Diskussion über die Emanzipation der Frau geführt, und Mike hatte da ein paar Dinge vorgebracht, die sie buchstäblich auf die Palme gebracht hatten.

Natürlich hatte er sie nur ärgern wollen. Sie wußte das, aber trotzdem.

Hier ging es ums Prinzip.

Deshalb durfte er auch jetzt das Wettrennen nicht gewinnen. Sonst wäre er möglicherweise heute abend noch mit der Krawatte ins Bett gegangen.

Damona stellte den winzigen Cassetten-Recorder leiser, den sie am Gürtel ihrer ausgebleichten und hautengen Jeans trug, ganz verzichten wollte sie auf die heiße Rockmusik nicht, die aus den kleinen Kopfhörern rieselte. Das machte das Rollschuhlaufen erst so richtig zum Kick.

Sie legte los. Zwei Neger joggten quer über den Rasen des Central Park und starrten ihr nach, wie sie an ihnen vorbeiwischte. Schön aufpassen, dachte Damona. Wenn du jetzt einen Sturz baust, Mädchen,

dann hat dieser Patriarch gewonnen…

Sie baute keinen Sturz.

Die Musik gab ihr zusätzliche Energien. Sie holte auf. Mike sah einmal schnell über die Schulter zurück. Als er sah, daß sie aufgerückt war, legte er sich noch mehr ins Zeug.

»Na warte!«

Damona schnitt die nächste Kurve halsbrecherisch an, schaffte es, heil über die Runde zu kommen und hetzte weiter. Der morgendlich kühle Wind fächelte in ihr Gesicht. Sie schwitzte nicht. Das Rollschuhlaufen strengte sie auch nicht an. Daheim in London trabte sie – wenn es ihre Zeit zuließ – jeden Morgen mindestens eine halbe Stunde im Eiltempo durch den Hyde Park. Konditions-Training.

Das hielt sie fit. Nicht nur für ihren Job als Großindustrielle – ihr Vater hatte ihr den milliardenschweren King-Konzern vermacht –, sondern auch für ihren Kampf gegen die Schwarzblütler. Vor allem für ihren Kampf gegen die Schwarzblütler. Um den Konzern hatte sie sich schon ziemlich lange nicht mehr gekümmert, das besorgte ihr General-Manager Romano Tozzi. Und bei ihm lag das Wohl und Wehe des Riesenunternehmens in guten Händen.

Mike Hunter und sie kümmerten sich mehr um den anderen Teil ihres Erbes. Jenes Erbe, das sie hauptsächlich ihrer Mutter – Vanessa – verdankte. Sie war eine Hexe gewesen, die dem Bösen abgesagt und deshalb schließlich ermordet worden war. Damona hatte geschworen, ihren Tod zu rächen und gegen das Böse zu kämpfen, egal, wo es auch auftauchte. Bisher hatte sie ihren Schwur gehalten.

Eine Menge Kämpfe und Siege – aber auch Niederlagen – lagen hinter ihr und ihrem Lebens- und Kampfgefährten Mike Hunter.

Damona King war davon überzeugt, daß sie richtig handelte, und daß ihr Vater es nicht anders von ihr gewollt hätte. Gewinnmaximierung für ein gesundes Riesenunternehmen war für sie erst in zweiter oder gar dritter Linie wichtig.

Der Kampf gegen das Böse hatte stets Vorrang. Und das war auch notwendig.

Die dämonischen Gegner schossen förmlich wie Pilze aus dem Boden.

Für einen erledigten Dämon erstanden unzählige neue. Und nicht nur Dämonen waren ihre Feinde, das hatte der Fall mit dem Giftmüll-Teufel von der Grewburry-Müllhalde gezeigt, der erst drei Tagen zurücklag. Ein verbrecherischer Unternehmer, ein gewisser Mr. Bixby, Inhaber eines gutgehenden wissenschaftlichen Instituts, hatte den anfallenden Giftmüll in Nachtund-Nebelaktionen einfach auf die öffentliche Müllkippe schaffen lassen.

Jahrelang war dies gutgegangen; wenigstens hatte es den Anschein gehabt.

Aber in der Tiefe der Müllkippe war ein grauenhaftes Wesen

entstanden, hatte sich ein regelrechtes Tunnel-Labyrinth angelegt – und war schließlich auf Jagd ausgezogen.

Auf Menschenjagd!

Es war knapp hergegangen, bis sie dieses Monstrum endlich erlegt gehabt hatten…[2]

Es brauchte gar nicht immer die Einmischung eines Dämons. Auch gewisse skrupellose Menschen sorgten dafür, daß es ihnen nicht zu wohl wurde. Mike hatte diesen Spruch geprägt, und er hatte damit ziemlich exakt ins Schwarze getroffen.

Damona konzentrierte sich wieder auf die Verfolgungsjagd. Mikes Vorsprung war bis auf sechs Yards zusammengeschmolzen, das machte ihn offenbar nervös. Eine ältere Lady, die ihren Hund Gassi führte, übersah er, weil er immer öfter zurückpeilte. Das wurde ihm zum Verhängnis.

Es kam zur Karambolage!

Mike Hunter, Lady und Hund gingen in einem wüsten Wirrwarr zu Boden. Die Frau keifte und fluchte völlig undamenhaft, und das machte Damona eindringlich klar, daß sie nicht mehr in good old London waren, wo auch in den unwürdigsten Situationen noch die Würde gewahrt wurde. Der Hund kläffte und jaulte; wahrscheinlich wollte er dem Hund von Baskerville Konkurrenz machen. Grund dazu hatte er. Mike lag nämlich auf ihm.

Und auch er schimpfte. Allerdings auf sich selbst. Dann war er wieder auf den Füßen, er kümmerte sich um den immer noch wie verrückt kläffenden Hund – eine Promenadenmischung aus Dackel und Wolfshund –, dann half er der Frau auf. Sie schlug auf ihn ein und schrie wie am Spieß.

Mike Hunter stand da wie ein begossener Pudel. Er wollte sie beruhigen. Dabei gestikulierte er mit Händen und Füßen.

Damona konnte es trotz ihrer Kopfhörer hören. Also mußte sich das Drama in ziemlicher Lautstärke abspielen.

Fehlte nur noch die Polizei.

Sie machte das V-Zeichen und raste an dem perplex dreinblickenden Mike Hunter und seinem ungnädigen Schicksal, das sich ihm in Form einer noch ungnädigeren Mittfünzigerin präsentierte, vorbei.

»Gewonnen!« jubelte Damona, riß beide Hände hoch und zog davon.

Mike schrie ihr etwas nach, aber das hörte sie konsequent nicht mehr, denn sie hatte den Cassetten-Recorder wieder lauter gedreht.

Praktisch, diese Winz-Dinger, dachte sie sich.

***

Es dauerte seine Zeit, bis Mike Hunter am vereinbarten Ziel eintraf.

Damona wartete geduldig. Immer wieder mußte sie herzhaft lachen. Wie Mike mit der resoluten Dame und ihrem vierbeinigen Liebling in

den Clinch gegangen war – köstlich. Den Anblick würde sie so schnell nicht mehr vergessen. Die nächste Diskussion über Emanzipation konnte kommen. Sie war gewappnet.

Sie machte es sich auf den Stufen des Pavillons bequem, der etwa in der Mitte des Central Parks, am New Lake, lag.

Im Sommer fanden hier Konzerte statt.

Es war noch früh.

Grau und träge kroch der Morgen über die Riesenstadt, die schon längst erwacht war und die erste Rushhour schon hinter sich hatte.

Damona glaubte, den Wahnsinnsgestank der Auto-Abgase bis hierher riechen zu können. Die Blechlawinen, die sich durch die tiefen, engen Straßenschluchten wälzten, waren realer Horror.

Einige behutsame Sonnenstrahlen stachen jetzt durch die blaugrauen Wolken, die sich tief über den Wolkenkratzern ballten, als wollten sie sie unter sich erdrücken.

Ganz fern, scheinbar einer anderen Welt zugehörig, ragten sie hinter einer Mauer aus dicht beieinanderstehenden Bäumen und Büschen auf. Hinter dieser magischen Grenze begann die Beton-Glas-Wüste Manhattan. Wolkenkratzer. Ein Haus am anderen. Straßen.

Ampeln. Autos. Menschentrauben. Gedränge. Hektik. Eine Wüste ganz besonderer Art.

Der Park war eine Oase, Zahllose Wege und Pfade schlängelten sich durch die Grünanlage, an mehreren Seen vorbei – der größte war das Receiving Reservoir –, auf einer Parkfläche von zirka vier Meilen Länge und rund 800 Yards Breite ergaben die Wege eine Gesamtstrecke von ziemlich genau 50 Meilen. Wenigstens hatte das Damona irgendwo gelesen.

Zwischen den Bäumen und über dem Gras flirrten letzte zarte Nebelschleier.

Hier und da waren die Schatten noch düster und bedrohlich.

Aber der Morgen war auf dem Vormarsch.

Damona sah Mike Hinter kommen, tat aber so, als sehe sie ihn nicht. Rache war süß. Sie schnallte sich die Roller Skates ab, legte sie demonstrativ neben sich, dann lehnte sie sich zurück und pfiff fröhlich vor sich hin. Der Cassetten-Recorder, dessen Kopfhörer sie noch immer über ihrer zerzausten schwarzen Mähne trug, lieferte heiße Musik, und zwar von den B 52’s. Das fetzte ganz schön rein.

Mike Hunter baute sich vor ihr auf.

Sie ignorierte ihn.

Aus halbgeschlossenen Augen sah sie durch ihn hindurch und pfiff konsequent weiter.

Er beugte sich vor und gab ihr einen Kuß.

»Immerhin ein Argument«, meinte Damona, jetzt wieder gnädiger gestimmt. Immerhin war der Kuß eine Art Friedensangebot.

Sie nahm die Kopfhörer ab und schaltete den Recorder aus.
»Schon da?« erkundigte sie sich betont harmlos.
Mike verdrehte die Augen, in seinem markanten, braungebrannten Gesicht zuckte ein Muskel. Aber er blieb ernst. »Schon da, wie du siehst.« Das hörte sich ziemlich mürrisch an.
»Schlechte Laune?«
»Mir ist der Himmel auf den Kopf gefallen«, gab er zurück. Jetzt mußte er immerhin schon lächeln.
Dafür aber blieb sie ernst.
»Der Himmel?« tat sie erstaunt.
»In Form einer Xanthippe. Einer ziemlich dicken Xanthippe«, fügte er bedeutungsvoll hinzu.
»Mit Hund.«
»Eben.« Mike nickte eifrig in dem Bestreben, seinen männlichen Respektsstatus wiederherzustellen. »Sie hat die Vorfahrt mißachtet.«
»Und du hast deine Augen ganz woanders gehabt.«
»Naja, du bist ja auch eine Augenweide, welcher Mann…«
»Ach, deshalb!« versetzte Damona, noch immer ernst. »Ich dachte mir, du wärst nervös geworden, weil ich dir so dicht auf den Pelz gerückt bin. Aber wahrscheinlich habe ich mich da getäuscht.«
»Ich – nervös? Hör mal, Damona… So langsam müßtest du mich doch kennen. Ich wollte sehen, ob du mein Tempo mithalten kannst. Äh – ich wollte dich einfach nicht überfordern.«
»So, so.«
»Und dann war da plötzlich…«
»… die böse Xanthippe samt Hund. Schon gut, schon gut, großer Held.« Damona winkte gönnerhaft ab und konnte das Lachen kaum mehr zurückhalten.
»Machst du dich etwa über mich lustig?« Mike starrte sie mißtrauisch an.
»No, mein Lieber, das würde ich nie wagen. Ich denke nur immerzu daran, was du mir vor einer Stunde noch erklärt hast. Daß wir Frauen nämlich einfach nicht für Grenzsituationen geschaffen seien. Daß unsere Haut zu weich, unsere Muskeln zu…«
Er unterbrach sie ziemlich hastig. »Das soll ich gesagt haben? Ich kann mich an nichts erinnern!«
»Natürlich.«
»Na ja, sagen wir: an ziemlich wenig. Friede? Und außerdem hast du nur gewonnen, weil ich…«
»… weil du das Pech mit der Xanthippe samt Hund hattest, natürlich.«
»Du siehst es also ein.«
»Natürlich.«
Er musterte sie. »Na ja, vielleicht hätte ich auch nicht gewonnen«,

schränkte er plötzlich ein. »Du bist nämlich ein verdammt hartgesottener Gegner.«

»Ein Lob aus dem Mund eines Meisters! Wie gnädig!« Damona schmachtete ihn förmlich von unten herauf an.

Mike Hunter wurde rot wie ein kleiner Junge, den man beim Marmeladenaschen erwischt hatte.

»Okay. Ich geb's auf. Ich bin ein Rindvieh. Zufrieden, Miß King?«

»Zufrieden, Mr. Hunter.« Damona nickte. Das Lachen konnte sie nicht mehr länger zurückhalten. Sie legte los. Mike seufzte mitleiderregend.

»Komm, setz dich zu mir, großer Meister!« lud sie ihn ein.

Er brummte etwas in seinen Stoppelbart, der ihn richtig verwegen aussehen ließ, ein Eindruck, den die engen Jeans und die schwarze Lederjacke, deren Kragen er hochgeschlagen hatte, noch verstärkten.

Er setzte sich, fegte die mittellangen, braunen Haare aus der Stirn und begann seine Skates loszuschnallen.

Damona musterte ihren Freund. Er gefiel ihr, und normalerweise machte sie daraus auch keinen Hehl. Warum auch? Er war groß, breitschultrig und durchtrainiert; der kleine Bauchansatz, den er sich während seines Krankenhausaufenthalts in Chur in der Schweiz geholt hatte, war schon seit einiger Zeit wieder verschwunden. Als sie an das schlimme Abenteuer im Hotel der Toten[3] dachte, wischte sekundenlang ein Schatten über ihr Gesicht. Aber sie hatten die Sache überlebt, wie so viele andere, und jetzt waren sie hier in Manhattan.

Allerdings auch nicht zur Erholung. Soviel stand schon einmal fest. Josef Heidenreich, Mikes und ihr Freund, hatte sie angerufen und gebeten, nach Manhattan zu kommen. Josef war Polizeiarzt bei der Wiener Kripo und momentan auf Lehrgang hier in New York.

Er hatte nur gesagt, daß es sehr wichtig sei und daß er alles weitere an Ort und Stelle erklären würde. Aber wie er das gesagt hatte – das hatte genügt, um sie beide sofort in Marsch zu setzen. Josef Heidenreich war kein heuriger Hase. Mit ihm und seiner Lebensgefährtin Renate Kitzmüller hatten sie vor einigen Monaten in Wien den höllischen Kampf gegen Ghulghanaaf, den wahnsinnigen Dämon, und seine Rattenpuppen bestanden.[4]

Seitdem wußten Josef und Renate von der Existenz der Dämonen sowie von Mikes und ihrem Kampf gegen diese Brut. Wenn Josef jetzt anrief und sagte, daß es dringend sei, dann war es dringend – und dann ging es um Dämonen. Sonst hätte er sich auch nicht so knapp gehalten. Er hatte es sichtlich eilig gehabt. Bei ihren normalen Telefonaten war es dagegen immer recht gemütlich zugegangen, trotz der Riesenentfernung Wien – London.

Auf jeden Fall: Mike und sie hatten die nächste Maschine genommen und waren nach New York geflogen. Gestern, kurz vor Mitternacht, waren sie angekommen. Für ein Treffen mit Josef natürlich viel zu

spät. Sie aber hatten sich ohnehin auf heute verabredet gehabt, und zwar wollten sie sich um 9 Uhr in dem im Central Park gelegenen Gartenrestaurant Tavern on the Green treffen. Deshalb auch Damonas Vorschlag, das tägliche Trimmdich mit Rollschuhlaufen im Park zu absolvieren. Damona sah wieder auf, und bemerkte, daß Mike sie ansah.

»Du machst ein Gesicht wie…« Mike Hunter zuckte die Schultern.

»Dabei kannst du doch zufrieden sein. Du hast mir doch gezeigt, wer der Boß ist. Zwar mit viel Anfängerglück, aber immerhin.«

Er konnte die Stichelei einfach nicht lassen.

Aber Damona war jetzt nicht mehr in der Stimmung, auf die Flachserei einzusteigen. Sie sagte Mike, an was sie gedacht hatte, und auch er wurde ernst.

»Wir dürfen uns nicht schon im voraus verrückt machen, Damona. Sonst halten wir den Streß auf Dauer nicht durch.«

»Da sagst du was.«

»Das ist doch genau das, auf was es die Dämonenbrut anlegt: Sie stellen uns unter permanenten Zugzwang, lassen uns buchstäblich von einem Fall zum nächsten hetzen und warten nur darauf, bis uns die Puste ausgeht. Und dann…« Er ließ den Satz unvollendet.

»Trotzdem«, beharrte Damona. »Ich bin nicht so – so abgestumpft, daß mich das einfach kalt läßt, Mike. Irgendwie geht es mir doch an die Nieren.«

»Verdammt, mir geht’s doch genauso, Damona. Deshalb sind wir ja auch Menschen und keine Maschinen. Niemand verlangt von dir oder von mir, daß wir der ganzen Sache teilnahmslos gegenüberstehen, das geht ja gar nicht. Zu viel ist schon geschehen… Du sollst dir nur nicht schon von vornherein zu viele Gedanken machen, das ist alles. Josef wird uns nachher schon sagen, um was es geht. Dann können wir immer noch Trübsal blasen. Oder etwas unternehmen. Am besten etwas unternehmen. Bis jetzt haben sich unsere Gegner noch immer ziemlich heiße Ohren von uns geholt.«

Damona sah ihn an. »Deine Nerven möchte ich haben.«

Er winkte ab. »Stell bloß dein Licht nicht untern Scheffel, mein Schatz. Ich hab dich durchschaut. Du bist hart wie Kruppstahl…«

Er unterbrach sich, warf ihr einen ziemlich anzüglichen Blick zu und fuhr dann fort: »Allerdings ein verdammt hübscher Kruppstahl.«

»Dann passen wir ja zusammen.«

»Und ob. Und ob.« Mike nickte eifrig. »So, und jetzt wird’s Zeit für unser Rendezvous. Schließlich wollen wir unseren Wiener Freund nicht warten lassen.«

»Bestimmt nicht.«

Sie standen auf, schulterten die Skates und schlenderten Arm in Arm Richtung Tavern on the Green.

Dann sagte Mike unvermittelt: »Aber die Roller-Revanche kommt, so oder so.«
Typisch Mike.
Er gab nicht auf.
Niemals.

***

Er schrie seit Stunden!
Ununterbrochen. Seine Stimme hatte kaum mehr etwas Menschliches an sich. Ein schrilles Kreischen, immer wieder von hysterischen, keuchenden Schluchzern unterbrochen. Schrecklich.
Und Dr. Waynesdale hatte nichts besseres zu tun gehabt, als ihn in die geschlossene Abteilung bringen und – in eine Zwangsjacke gepackt – in eine Gummizelle sperren zu lassen.
Es war nicht recht. Es war unmenschlich. Grausam.
Claire Palmer schniefte, schüttelte entrüstet den Kopf und stürmte den langen Korridor der Waynesdale Klinik entlang. Claire war den Tränen nahe und hatte sich selten so hilflos gefühlt wie gerade jetzt.
Selbst hier war das Schreien des Jungen zu hören. Aber Dr. Waynesdale hatte kein Herz. Sie war bei ihm gewesen und hatte sich beschwert. Wie schon so oft – vergeblich. Waynesdale hatte seine eigene Auffassung von der Behandlung psychisch kranker Menschen.
Dabei spielte er nach außen perfekt den barmherzigen Samariter.
Claire Palmer kochte förmlich. Sie mochte Thomas Warner; er war immer so still und in sich gekehrt, als lausche er Stimmen aus einer anderen Welt. Niemals war er bösartig gewesen. Eher im Gegenteil.
Er war richtig lieb, gutmütig, sogar hilfsbereit. Manchmal hatte er sich erkundigt, wie es ihr gehe.
Sie hatten sich miteinander angefreundet.
Thomas Warner hatte noch nie geschrien oder getobt. Wenn er sprach, dann leise, trotzdem aber eindringlich.
Die letzten Tage hatte er fast ununterbrochen auf die Wände seines kleinen Zimmers gestarrt. Das hatte sie nicht sonderlich beunruhigt. Das hatte er schon immer getan. Manchmal, wenn er bemerkt hatte, daß sie ihn beobachtete, hatte er aufgesehen, direkt in ihre Augen geblickt und lächelnd gesagt, er sehe seltsame Bilder auf den Wänden.
Claire Palmer erinnerte sich gut daran. Sie hatte Thomas sogar geglaubt. Der Junge war kein Fall wie viele andere in der großen Klinik. Seine Schizophrenie war irgendwie – anders. Aber dagegen verwahrte sich Dr. Waynesdale energisch. ›Thomas Warner ist ein Irrer und das wird er zeit seines Lebens auch bleiben.‹ Das war die lakonische Standardauskunft auf alle ihre Vorstöße gewesen. Und mehr noch. Dr. Waynesdale hatte es ihr freigestellt, kündigen zu können, wenn ihr irgend etwas nicht paßte.

Sie hätte es am liebsten getan, aber – da war Thomas Warner gewesen.

Es wäre ihr wie Verrat vorgekommen, wenn sie einfach gegangen wäre.

Irgend etwas Geheimnisvolles umfing den Jungen, manchmal kam es ihr vor, als wüßte er mehr als normale Sterbliche…

Er faszinierte sie. So oft es ihr möglich war, war sie bei ihm. Unterhielt sich mit ihm. Meist war es eine ziemlich einseitige Unterhaltung. Sie sprach, er starrte auf die Wände, nickte hin und wieder abwesend und lächelte sein mysteriöses Lächeln.

Dann wieder unterhielt er sich mit seinem anderen Ich. Es hörte sich gespenstisch an, den Jungen mit zwei verschiedenen Stimmen reden zu hören.

In diesen Phasen durfte sie ihn nicht stören. Sie hatte es einmal getan, und das war fürchterlich gewesen. Tagelang hatte er in sich hineingelauscht und nach seinem Vater gerufen. Nicht laut, sondern weinerlich, halb geflüstert. Das war noch schlimmer gewesen, als wenn er geschrien hätte. Viel schlimmer.

Thomas Warners zweites Ich war sein Vater. Bis heute hatte sie aber nicht herausfinden können – vor allem, weil Waynesdale ihr eine intensivere Beschäftigung mit Thomas Warner untersagt hatte –, was es damit auf sich hatte. Warum Thomas Warners Vater einen derartigen Einfluß auf ihn hatte…

Waynesdale hatte auch dafür eine Erklärung parat gehabt. Es geht uns nichts an. Wir werden dafür bezahlt, daß wir den kleinen Irren unter Verschluß halten, und damit basta.

Unter Verschluß! Das war der richtige Ausdruck.

Thomas Warner war hier lebendig begraben!

Sie aber würde ihn nicht im Stich lassen.

Sie näherte sich dem geschlossenen Trakt, und die grellen langgezogenen Schreie wurden schlimmer. Aus anderen Zimmern kamen erboste Rufe.

»Der schreit immer noch! Ich bring’ ihn um, wenn er noch lange schreit! Ich bring’ ihn um!«

Andere Patienten rüttelten an ihren Türen, schlugen mit den Fäusten dagegen, lärmten, stimmten in Thomas Warners Schreien sporadisch mit ein. Dann wieder waren sie still, lauschten, kicherten, lachten.

Andere wiederum standen teilnahmslos an den Türen ihrer Zimmer, preßten ihr Gesicht gegen die vergitterten Sichtfenster und starrten einfach zu ihr heraus, als ginge sie das alles nichts an.

Hier, in diesem Trakt, war von den modernen Einrichtungen nichts zu sehen, die Dr. Waynesdale bei seinen Rundgängen mit Presseleuten so gerne vorführte. Diese Einrichtungen aber gab es nur im ersten, zweiten und dritten Stock. Dort, wo seine Privatpatienten

untergebracht waren.
Hier, im vierten Stock waren die hoffnungslosen Fälle – um die sich keiner mehr kümmerte. Bedauernswerte Geschöpfe, die von ihren Angehörigen bewußt vergessen worden waren.
Auch Thomas Warner gehörte dazu.
Seine Eltern hatten ihn vor acht Jahren in Dr. Waynesdales Obhut gegeben. Seitdem hatten sie sich nicht mehr sehen lassen. Aber sie mußten regelmäßig und gut bezahlen, und solange das der Fall war, war für Waynesdale alles in Ordnung.
Claire Palmer schloß die Gittertür auf, die in die geschlossene Abteilung führte. Niemand vom Pflegepersonal war in Sicht. Gut. Das war ihr gerade recht. Die Kollegen mochten den Jungen zwar auch, aber andererseits waren sie zu feige, sich mit Dr. Waynesdale anzulegen. Er bezahlte sie, er war der Boß. Sie alle waren auf das Geld angewiesen, das sie hier verdienten. Das Leben war teuer genug, es gab schon viel zu viele Arbeitslose…
»He, Schwester! Laß' uns raus! Wir zeigen es dem kleinen Bastard! Wir zeigen es ihm!« geiferte ein schlanker, junger Mann mit fanatisch glühenden Augen. »Er ist besessen. Ich – ich treibe ihm den Teufel schon aus! Ich kann das!«
Claire Palmer blieb stehen. »Steve«, sagte sie leise. »Was ist denn mit euch allen los? Ihr wart doch sonst nie so – so aggressiv?«
Steve Ford lachte schrill. »Ich würde ihn fragen. Er ist schuld. Nur er!« Und dabei zeigte er zu der Tür hin, hinter der Thomas Warners Schreien gellte.
Es war unerträglich.
Kein Wunder, wenn die anderen Jungen und Mädchen nervös wurden.
Claire Palmer schüttelte bedrückt ihren Kopf. Sie verstand Dr. Waynesdale nicht. Sie ging weiter. Steve lachte hinter ihr her. »Zeigen Sie's ihm nur! Hauen Sie ihm aufs Maul. Ich war in Vietnam dabei, Schwester, ich hab auch vielen aufs Maul gehauen. Und nicht nur das.« Er wieherte, seine Stimme überschlug sich.
Wieder gellten Schreie von anderen Patienten auf. Wieder wurde gegen Türen geschlagen, gekichert, gelacht und getobt.
Es zerrte an Claire Palmers Nerven. Alle Signale deuteten auf Sturm. Etwas war anders – verändert. Und vielleicht war tatsächlich Thomas Warner daran schuldig? Sie wußte es nicht. Sie hatte Angst vor dieser Antwort.
Dann stand sie vor der Tür.
Sie streckte ihre Hand aus, drückte den Schlüssel, den sie ohne Erlaubnis vom Wandbrett in der Aufnahme genommen hatte, ins Schloß.
Thomas Warner verstummte schlagartig. Dann schrie er ihren

Namen: »Claire!«

So viel Verzweiflung lag in seiner Stimme, daß es ihr fast das Herz zerriß.

Aber da war auch noch die plötzliche Angst, die sie wie ein reißendes Tier anfiel! – Woher wußte Thomas Warner, daß sie hier vor der Tür stand?

Energisch schüttelte sie alle Verwirrung, jedes Zögern von sich, schloß auf und drückte die Tür zurück.

Thomas Warner lag in der Mitte des kleinen, quadratischen Raumes. Die Wände waren ebenfalls dick gepolstert und in einer lindgrünen Farbe gehalten.

Thomas Warner hob ihr seinen Kopf entgegen. Sein Gesicht war gerötet, Tränenspuren liefen über die eingefallenen Wangen. Die Augen waren groß und gläsern – wie Glasmurmeln. Sie lagen tief in den Höhlen, waren umschattet. Die Haut wirkte wächsern.

»Junge, was haben sie mit dir nur gemacht?« Claire stürzte in den Raum, ließ sich neben Thomas auf die Knie nieder.

Er lächelte.

»Claire«, sagte er.

»Ich bin da, nicht mehr schreien, mein Junge. Ich bin da.« Sie streichelte ihn und überlegte, ob sie ihm die Zwangsjacke, die ihm die Hände über der Brust verkreuzte, abnehmen sollte. Sie dachte nicht mehr länger darüber nach, sondern löste die Verschlüsse.

»Du mußt sie warnen!« keuchte Thomas atemlos. Seine Blicke irrten über ihr Gesicht, glitten immer wieder davon, zu den Wänden.

»Aber Thomas…«

»Warnen… Ich sehe sie. Bastarda, die Teufelin, die Beherrscherin der Nacht. Die Dreimalgroße aus dem Schattenreich. Sie kommt. Sie will die Menschen vernichten …« Thomas Warner lächelte, als ginge ihn das plötzlich gar nichts mehr an. Er schien auch ganz ruhig zu werden. Dann veränderte sich seine Stimme, wurde zu der dunkleren, brüchigen seines Vaters.

»Es ist ernst, Miß Palmer, wirklich. Mein Sohn hat recht. Bastarda, eine schreckliche Dämonin, holt zu einem vernichtenden Schlag aus.«

Claire Palmer erstarrte. Der Schweiß drang ihr aus allen Poren.

Was redete Thomas da nur?

»Sie lockte die Horror-Bestien aus den Niederungen des Grauens. Sie lockte sie an… Mit Seelen von Menschen …«

Und Thomas jugendliche, helle, zittrige Stimme fuhr fort: »Und mit ihren Gehirnen. Es ist schlimm, Claire. Ich sehe alles. Dort…«

Er zeigte zu den Wänden.

»… dort sehe ich es. Sie hat schon ihre Vasallen ausgeschickt. Böse Wesen, die Menschen töten und ihnen die Seelen und die Gehirne rauben. Die Polizei sucht nach den Mördern. Aber diese Mörder sind

nicht von dieser Welt … Es sind Bastardas Vasallen. Hörst du – Bastardas Vasallen …«

»Junge – beruhige dich doch!« Claire Palmer sah, daß Thomas Warner plötzlich wie im Fieber zitterte. Seine Zähne klapperten aufeinander, sein hagerer, kindlicher Körper, der so gar nicht zu seinen 23 Jahren passen wollte, krampfte sich zusammen.

»Ich habe es dir gesagt. Ich habe dir gesagt: Warne sie. Aber es ist zu spät… Zu spät! Claire…« Seine schlanke, knochige, heiße Hand umfaßte ihr Handgelenk. »Sind wir schon tot? Hat Bastarda ihre Macht angetreten? – Es kann sein … Vielleicht träume ich. Vielleicht ist alles schon geschehen … Sie kommen, Claire. – Oder sind sie schon da? Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht …« Er schluchzte. Die Muskeln an seiner Kehle traten wie dicke Seilstränge hervor. »Sie sind schon da …«

»Was soll ich denn nur tun, Junge?« flehte Claire. Ihr Herz hämmerte, daß ihre Rippen schmerzten. Sie hatte Angst um Thomas. Der Junge sah so blaß aus…

»Du mußt Damona King warnen«, hauchte er. »Damona King. Sie ist hier, hier in Manhattan. Sie und Mike Hunter sind die einzigen Menschen, die noch etwas tun können – wenn es nicht schon zu spät ist. Ich – ich weiß es nicht. Alles ist so verschwommen, überall Blut… Überall Blut, Claire …«

»Damona King… Ich habe den Namen erst heute gelesen«, sagte Claire Palmer. Sie dachte nach, während ihre Hand die des Jungen umklammerte.

Dann wußte sie es. Natürlich. Heute morgen. Es war sogar in der Zeitung gestanden. Damona King, die jugendliche Chefin des milliardenschweren King-Konzerns, eine der zehn besten Partien der Welt, so hatte der Reporter sich ausgedrückt.

Und ausgerechnet dieses junge, verwöhnte Ding sollte helfen können? – Natürlich immer vorausgesetzt, daß Thomas nicht – Sie würgte den Gedanken ab. Nein, Thomas phantasierte nicht. Woher sollte er sonst Damona Kings Namen kennen?

»Ich habe auch sie gesehen – auf den Wänden. Sie – sie kann helfen…«, flüsterte Thomas, der ihre Gedanken erraten zu haben schien.

Claire Palmer nickte. »Ich rufe sie an, ganz bestimmt, Thomas. Ich verspreche es dir. Aber du mußt mir dafür versprechen, daß du nicht mehr schreist. Ich will nicht, daß dich Waynesdale noch länger hier eingesperrt hält.«

»Das Blut, Claire. Es ist überall. Es fließt aus den Wänden. Es kreist mich ein. Ich habe Angst, Claire. Ich habe solche Angst.«

Sie wischte ihm den klebrigen Schweiß von der Stirn. »Es wird alles gut werden, Thomas. Hier ist kein Blut. Du – du bildest es dir nur ein.«

»Oh, Claire – du bist so unschuldig.« Plötzlich lächelte er wieder, ein Glanz schien über sein Gesicht zu huschen. Er richtete sich sogar auf. »Geh schnell. Finde Damona King. Sie soll zu mir kommen, ich muß mit ihr reden. Schnell, liebe Claire.«

So hatte er noch nie mit ihr gesprochen, aber das registrierte sie nur am Rande. Sie löste ihre Hand aus seinem Zugriff, strich ihm noch einmal übers Gesicht und erhob sich. »Ich finde sie, und ich rufe sie zu dir.«

»Gut, sehr gut. Nur sie kann helfen. Nur sie.«

»Noch ist es nicht zu spät, Thomas. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Wir leben alle noch. Vielleicht – vielleicht geschieht das alles erst, was du siehst.«

»Vielleicht – vielleicht auch nicht.«

Er starrte wieder auf die Wände.

Claire Palmer ging. Die Zwangsjacke legte sie Thomas Warner nicht mehr an. Er schrie nicht mehr.

Sie schloß die Tür hinter sich zu und schloß ab.

Dann rannte sie los. Die Zeitung, sie mußte in der Zeitung nachlesen, wo Miß King wohnte. Das Hotel war genannt gewesen, Claire Palmer war sich da ganz sicher. Also würde sie es auch irgendwie schaffen, diese geheimnisvolle Damona King zu sprechen. Für Thomas. Für seinen Seelenfrieden. Und weil so viel auf dem Spiel stand.

Plötzlich fror Claire Palmer. Thomas Warner phantasierte nicht. Sie spürte es mit jeder Faser ihres Körpers. Er sah die Zukunft – die nahe Zukunft. Eine schreckliche Zukunft.

»Lieber Gott, laß es nicht wahr werden…«, keuchte sie.

Hinter ihr blieb alles still.

Totenstill.

***

»Zwölf Tote. Sechs Männer, sechs Frauen. Ihre Körper wiesen keinerlei Verletzungen auf. Aber ihre Gesichter…« Josef Heidenreich holte tief Luft. »Sie existierten nicht mehr. Es waren glatte Flächen. Als hätte man Augen, Augenbrauen, Nase, Mund – als hätte man das alles einfach wegretuschiert. Und nicht nur ihre Gesichter fehlten, sondern auch die – die Gehirne. Ihre Schädel waren leer!«

Josef Heidenreichs Rechte spielte mit der Gabel. Jetzt legte er sie behutsam neben den Frühstücksteller, der unberührt vor ihm stand.

»Okay«, sagte er seufzend. »Das war alles. Jetzt seid ihr dran.« Er sah sie beinahe hilfesuchend an.

»Eine ganze Menge«, brummte Mike nachdenklich, räusperte sich und schüttelte sodann den Kopf.

Damona starrte auf Josef Heidenreichs schlanke Finger; mit einem energischen Ruck verschränkte er sie.

»Wo wurden sie gefunden?« fragte sie leise.
»Sieben in Manhattan. Drei in Queens drüben. Zwei in der Bronx. Vier konnte man anhand ihrer Fingerabdrücke identifizieren. Kleine Fische, die irgendwann einmal mit der Polizei zu tun hatten. Ein Hehler, ein Wagenklau, ein ehemaliges Callgirl und ein Rauschgiftsüchtiger, der erst vor ein paar Wochen eine Schaufensterscheibe eingeworfen hat, um zu Geld zu kommen. Sie haben ihn geschnappt, dann aber wieder laufenlassen. Jetzt ist er tot. – Damona…« Josef sah sie sehr ernst an. Er wirkte übernächtigt, erschöpft. Um seine Augen lagen tiefe, schwarze Ringe. »Ich habe schon eine Menge gesehen. Damals, in Wien – die Sache mit den rattenköpfigen Puppen, das war schon eine Menge. Aber das hier … Ich glaube, irgendwo im Verborgenen wird etwas Schlimmes ausgebrütete. Diese Todesfälle sind nur der Anfang.«
Damona nickte.
Das Gefühl hatte sie auch. Blieb die Frage – was lief hier für ein Film? Und – wie kamen sie ins Bild?
Sie spürte, daß Josef und Mike sie anstarrten, aber sie schwieg, und wartete, wartete auf was?
Das Lokal füllte sich trotz der frühen Stunde. Einige Neger, die draußen auf dem Rasen Football gespielt hatten, kamen herein, lachten, scherzten, sahen kurz zu ihr herüber und setzten sich dann.
Ein älteres Ehepaar stritt sich um ein Stück Toast.
Das Tavern on the Green war gemütlich eingerichtet. Eine entspannte Atmosphäre herrschte. Das Frühstück, das es hier gab, sah mehr als lecker aus. Aber keiner von ihnen hatte bisher auch nur einen Bissen probiert.
Der Appetit war ihnen vergangen.
Nicht einmal die Begrüßung war in ungetrübter Stimmung ausgefallen. Josef Heidenreich war noch wortkarger geworden, seit sie sich das letzte Mal gesehen hatten. Sicher, er hatte sich riesig gefreut, sie zu sehen, aber das lief bei ihm mehr unter der Oberfläche ab. Er war ein ernster Mensch. Vielleicht brachte das sein Beruf mit sich. Als Polizeiarzt lebte man in einer harten Welt, das Grauen gehörte praktisch zum Alltag.
Abgesehen hiervon hatte sich Josef kaum verändert. Er war groß – fast so groß wie Mike –, schlanke Taille, hager, trotzdem muskulös.
Sein Gesicht war markant geschnitten, ziemlich schmal, und der struppige Oberlippenbart zerteilte es förmlich. Der Mund war darunter kaum zu sehen. Er verlieh Josef Heidenreich ein noch düstereres Aussehen.
Das Schweigen, das sich zwischen ihnen aufbaute, wurde bedrückend.
Und Damona lauschte noch immer in sich hinein, als erwarte sie

etwas… Als wüßte ihr Unterbewußtsein bereits mehr, als müßte jeden Augenblick etwas geschehen.

Von dem versteinerten Hexenherzen, das sie an einer Silberkette um ihren Hals trug, sickerten sanfte, silberhelle, gläserne Schwingungen aus.

Aber die Stimmen, die sie damals – in die chaotische Zeit des Dreißigjährigen Krieges verschlagen, an einen Pfahl auf einem Scheiterhaufen gefesselt – gehört hatte, schwiegen.[5]

Erst ein paar Wochen lag dieses Abenteuer hinter ihr. Mit knapper Not war sie entkommen… Das Hexenherz hatte sie zuvor einem Dämonenpriester abgenommen. Seither trug sie es anstelle jenes Talismans, den sie zu ihrem 21. Geburtstag von ihrer Mutter Vanessa geschenkt bekommen und im Kampf gegen den Alptraumbringer verloren hatte.[6]

Manchmal wollte sie fast der Hexe Liar glauben, die behauptet hatte, das Hexenherz sei der Hexenstein ihrer Mutter… Stärker, aber auch unberechenbarer, weil jünger …

Auch die Sehenden Wächter des Felsenklosters Yor-Marathaar hatte sie vor dem Hexenherz gewarnt… Es war keinesfalls ein harmloses Relikt, ganz im Gegenteil. Aber das hatte sie ja schon vor Augen geführt bekommen, als das Hexenherz erbarmungslos befohlen hatte, sie solle alle töten, die sie töten wollten. Unter Aufbietung aller ihrer Kräfte hatte sie verhindern können, daß das Hexenherz die Gewalt über ihren Körper errungen und diese Worte in die Tat umgesetzt hatte.

Das bedeutete klar, daß es kein ausschließlich positives oder weißmagisches Relikt war.

Aber das war jetzt nicht das Problem.

»Miß King?«

Damona sah auf. Sie hatte gar nicht bemerkt, wie das junge, blonde Mädchen, das sie bedient hatte, an den Tisch getreten war.

»Ja?«

»Ein Anruf für Sie. Eine Miß Palmer.«

»Was will sie?«

»Das hat sie nicht gesagt, tut mir leid. Sie will nur mit Ihnen sprechen.« Das Mädchen lächelte schüchtern. Wahrscheinlich war sie noch neu hier.

»Okay, geben Sie her.«

Das Mädchen reichte ihr den Apparat und zog sich zurück, ihre schmalen Hände strichen nervös über die saubere weiße Schürze.

»King«, meldete sich Damona.

»Gott sei Dank. Sie sind Miß Damona King, ja?«

»Genau die. Und Sie?«

»Ich – ich heiße Claire Palmer. Ich habe in Ihrem Hotel angerufen,

und dort sagte man mir, daß ich Sie jetzt wahrscheinlich im Tavern on the Green erreichen kann. Ich bin froh, daß das geklappt hat.«

Die Stimme der Anruferin hörte sich erleichtert an.

»Was haben Sie auf dem Herzen?« drängte Damona zur Sache.

Mike und Josef warfen ihr fragende Blicke zu. Sie schüttelte kaum merklich den Kopf.

»Bitte, hören Sie sich alles an, was ich Ihnen zu sagen habe. Legen Sie nicht auf. Ich – ich weiß, daß Ihre Zeit kostbar ist, und…« Claire Palmer brach seufzend ab. »Aber glauben Sie mir, daß ich mir keinen Spaß mit Ihnen erlaube.«

»Ich werde zuhören, Ehrensache.«

Claire Palmer holte tief Luft.

Dann begann sie hastig zu erzählen, die Worte und Sätze sprudelten förmlich aus ihr heraus, als befürchte sie, daß Damona King doch noch auflegen würde.

Sie berichtete von Thomas Warner, von seinem seltsamen Verhalten, von seiner Warnung, seiner Bitte. Damona hörte schweigend zu.

Als Bastardas Name fiel, wußte sie endgültig Bescheid. Ihre Muskeln spannten sich an. Die Knöchel der Hand, mit der sie den Telefonhörer hielt, traten hart und weiß hervor. Sie hatte es geahnt. Gewittert. Vorhergesehen. Egal, wie man es auch nennen wollte. Bastarda, die Teufelin, war am Werk!

Und wenn sie das packte, was sie laut Thomas Warner durchführen wollte, dann…

Damona unterbrach den Gedanken, sie ließ Claire Palmer zu Ende sprechen.

»Bitte, glauben Sie nicht, daß ich durchgedreht bin«, schloß die Pflegerin der Waynesdale Klinik. »Ich – ich weiß nicht, ob ich mich jetzt lächerlich gemacht habe, Miß King. Aber ich schwöre Ihnen: Thomas hat sich so – so überzeugend angehört. Ich mußte einfach mit Ihnen Kontakt aufnehmen.«

»Sie haben sich nicht lächerlich gemacht, Miß Palmer«, erklärte Damona sehr ernst.

»Dann – dann glauben Sie ihm auch? Obwohl Sie Thomas doch gar nicht kennen? – Verstehen Sie vielleicht, was er meinte… Diese Bastarda – wer ist das?« Sie räusperte sich. »Mir brummt der Kopf. Alles ist so – so unwirklich.«

»Ich glaube Ihnen und Ihrem Thomas. Wenn es Ihnen recht ist, komme ich gleich in der Klinik vorbei, um mit ihm zu sprechen, wie er es vorgeschlagen hat.«

»Ja, ja, natürlich ist es mir recht, Miß King. Ich verstehe alles nicht, aber…«

»Es ist mein Job – genügt das als Erklärung?«

Claire Palmer lachte leise und traurig, wie es Damona vorkam.

»Eine Erklärung schon, aber trotzdem nicht unbedingt verständlich. Ich habe in der Zeitung von Ihnen gelesen. Sie sind jung, reich, berühmt… Und da glauben Sie mir so einfach diese verworrene, haarsträubende Geschichte …« Sie brach ab.

»Glauben Sie denn diese Geschichte?« antwortete Damona mit einer Gegenfrage.

»Ja. Thomas Warner ist nicht – Ich meine, ich nehme ihn ernst, obwohl er in der Waynesdale Klinik sitzt und als unheilbar geisteskrank gilt«, änderte sie ihren ursprünglichen Satz ab.

»Okay. Und in Manhattan, in Queens und in der Bronx hat man Tote gefunden, denen das Gehirn genommen worden ist, Miß Palmer. Was sagen Sie jetzt?« Damona sprach so leise, daß es keiner der anderen Gäste der Tavern on the Green mitbekam.

Claire Palmer stöhnte auf. »Dann ist es also wirklich wahr! Guter Himmel!«

»Wir kommen, Miß Palmer, vielleicht kann uns Thomas irgendwie weiterhelfen.«

»Ja, bitte, kommen Sie. Schnell. Ich – ich muß Schluß machen.« Die letzten drei Worte hatte sie gehetzt hervorgestoßen, als sei sie fürchterlich erschrocken. Vielleicht war sie von diesem Dr. Waynesdale beim Telefonieren überrascht worden. Damona legte auf.

»Und?« wollte Mike wissen.

»Ich erzähle es euch unterwegs. Josef – wo steht dein Wagen?«

»Draußen auf dem Parkplatz.«

»Okay. Kommt.« Damona stand auf, winkte der Bedienung und bezahlte, als die Kleine herangeeilt war. Fluchtartig verließen sie die Tavern on the Green.

Noch während sie sich in Josef Heidenreichs Leihwagen – einen schnittigen, goldmetallicfarbenen Camaro – quetschten, informierte Damona King die Männer.

»Bastarda also, verdammt!« knirschte Mike Hunter.

Josef wußte, wo die Waynesdale Klinik lag. Ganz in der Nähe des Empire State Buildings, hinter dem Madison Square. Also nicht einmal sonderlich weit vom Central Park entfernt. Josef Heidenreich legte einen Blitzstart hin. Kies spritzte nach hinten weg. Die Reifen jaulten über den Asphalt, als er den Renner in die Kurve zog, die auf die Fifth Avenue hinausführte.

»Du hast es gewußt«, sagte Mike zu Damona.

Sie nickte.

Ja, instinktiv hatte sie gewußt, daß Claire Palmers Anruf kommen würde. Das Hexenherz… Wieder klimperten und klingelten silberhelle Töne in ihr Bewußtsein. Zufrieden. Rein. Aber auch – erwartungsvoll. Warum?

Josef Heidenreich fädelte den Camaro in den Verkehrsstrom ein.

Irgendwo wurde ein Hupkonzert laut. Es stank nach Abgasen. Über Manhattan hing eine Dunstwolke. Es war stickig wie vor einem lange fälligen Regen.

Sie kamen zügig voran.

Mike, der ebenfalls ziemlich schweigsam geworden war, sagte plötzlich: »Die Sache gefällt mir nicht. Sie gefällt mir verdammt überhaupt nicht.«

»Wir können es uns nicht aussuchen«, meinte Damona lakonisch.

»Auch wieder wahr.«

»Schicksal«, brummte Josef Heidenreich. Es war das erste Mal an diesem Tag, daß sie ihn lächeln sahen. Ein freudloses, fast verzerrtes Lächeln.

Der Tod schwang den Taktstock. Das höllische Orchester machte sich bereit. Erste Einstimmungen wurden laut.

Ekelhafte Disharmonien.

Der Höllentanz begann…

***

Frankie Bowens riß es förmlich hoch!

Er war eingeschlafen. Sein Schädel war auf die Tischkante heruntergesunken, jetzt tat Frankie Bowens der Hals weh. Er massierte ihn und lauschte.

Das Klopfen blieb.

Also hatte er das nicht geträumt. Wie sollte er sich verhalten?

»Bowens! Wir wissen, daß Sie da sind! Machen Sie auf, los, Mann!«

Wieder hämmerten die Fäuste gegen die Tür.

Frankie Bowens quälte sich auf die Füße. Er schloß die Augen, sah seine Stella wieder vor sich, die glatte Gesichtsfläche, und spürte das Würgen. Er hatte sich betrunken, er hatte dieses grausame Bild vor seinen inneren Augen wegschwemmen wollen, aber es war ihm nicht gelungen.

Er wankte zur Tür.

Die Stimme hatte sich sehr menschlich angehört. Er konnte sich schon denken, wem sie gehörte.

»Komme ja schon verdammt!« murrte er unwirsch. Er hatte damit gerechnet, daß die Bullen zu ihm kommen würden. Daß sie Stella anhand ihrer Prints identifizieren konnten, das war klar gewesen.

Und es war seit einiger Zeit bekannt, daß er mit Stella zusammen war.

»Los, los, Mann! Wir wollen hier nicht Wurzeln schlagen!«

Frankie Bowens schlurfte aus der Küche zur Wohnungstür. Er öffnete, ließ aber die Sicherheitskette eingerastet.

»Erst will ich eure Ausweise sehen«, verlangte er. Seine Stimme war kratzig.

»Auch noch frech werden!« maulte einer der beiden Männer, die vor der Tür standen.

Aber sie kramten in ihren Jackentaschen.

Frankie Bowens musterte sie.

Das waren Bullen. Die konnte er nämlich förmlich gegen den Wind riechen. Schon das Gehabe, das sie an den Tag legten.

Die Männer waren beide groß, der linke mit dichten, roten Haaren und einem gepflegten Vollbart, der rechte schwarzhaarig, ohne Bart.

Sie waren unauffällig gekleidet: Anzug, Krawatte. Die Ausbeulung unter der linken Schulter fehlte nicht.

Der linke Bursche sah gefährlich aus. Das mürrische, kantige Gesicht war wie aus Stein gemeißelt. Offenbar hatte er es nicht gerne, wenn man an seinem Respektsstatus als Polizist zweifelte.

Sie hielten ihm die Papiere hin.

Frankie Bowens sah sie sich genau an. »Okay«, brummte er dann, und hoffte, daß er überzeugend wirkte. »Ich mache auf. Aber ich sage euch, Gentlemen, ich habe nichts ausgefressen.«

»Das wird sich herausstellen«, gab der Rothaarige zurück. »Aufmachen. Aber ein bißchen plötzlich!«

Frankie Bowens nahm die Sicherheitskette weg. Er fühlte sich unbehaglich. Er ahnte, daß er in der Verfassung kein sehr guter Lügner war. Verflucht auch! Warum hatte er soviel saufen müssen!

Frankie latschte ins Wohnzimmer voraus, ohne sich um die beiden Polizeibeamten zu kümmern. Aber sie folgten ihm, das war zu hören.

Im Wohnzimmer angelangt, drehte sich Frankie Bowens um.

»Sieht schlimm aus, sorry. Meine Lady hat mich sitzenlassen. So sind die Weiber nun mal.« Er zuckte die Schultern.

»So, so«, sagte der rothaarige Polizist.

Und der andere schoß seine erste Frage ab: »Wann haben Sie Stella Parker das letzte Mal gesehen?«

»He, he, was soll das?« konterte Frankie ärgerlich. »Sie kommen hier rein, fragen nach Stella… Sie ist ein anständiges Mädchen geworden, seit sie von Dillagio weg ist, lassen Sie sich das gesagt sein.«

»Aber Sie hatten Krach mit ihr.«

Frankie zuckte die Schultern. »Sie ist nicht mehr nach Hause gekommen. Das ist etwas anderes. Ich weiß nicht… Vielleicht hat sie einfach genug von mir gehabt. Ich bin ziemlich schwierig, müssen Sie wissen.«

»Hör zu, Frankie«, sagte der Rotharige nun. »Ich bin seit zwanzig Jahren bei der Manhattaner Mordkommission. Ich kann eine Lüge auf hundert Meilen riechen, ja – du hast richtig gehört: riechen! Und das, was du mir und meinem Partner da präsentierst, ist ein ganzer Haufen Lügen!«

Frankie riß sich zusammen. Er durfte keine Schwachstelle zeigen,

sonst war alles aus. »Was – was ist mit Stella passiert?« krächzte er rauh.

»Sie ist tot«, sagte der Schwarzhaarige.

»Tot?«

»Du hast richtig gehört, Freundchen.«

»Pat, laß mich das machen.«

Der Rothaarige schnaufte. »Der verkauft uns doch für blöd, Jimmi, wir…«

»Ich habe Stella geliebt«, sagte Frankie und unterbrach damit den Wortwechsel der beiden Kriminalbeamten. »Ich habe sie wirklich geliebt. Ich hätte ihr nie ein Haar krümmen können, wenn Sie deshalb gekommen sind.«

Und das war nicht einmal gelogen.

Die beiden Polizisten sahen ihn scharf an. »Wo warst du gestern abend?«

»Zu Hause. Ehrlich.«

»Und Stella war nicht da?«

»Nein. Ich sagte doch schon, daß sie…«

»Wann war sie das letzte Mal da?«

»Ich bin ein paar Tage versumpft. Als ich gestern nach Hause kam, da war die Wohnung leer. Ich hab mich vollaufen lassen. Die Flaschen stehen noch in der Küche, Sie können sie zählen, und wenn Sie wollen, können sie mich auch mitnehmen und auf Alkohol im Blut hin untersuchen.« Er grinste hämisch. »Und außerdem – außerdem…«

»Besser, du sagst es nicht, Frankie!« Pat Walkers schüttelte den Kopf.

»Niemand verdächtigt Sie, Frankie. Was wir wollen, sind Auskünfte, die uns irgendwie weiterhelfen. Stella… Sie ist nicht nur ermordet worden …« Der Schwarzhaarige brach ab, es schien ihm schwerzufallen, darüber zu sprechen.

»Was ist mit ihr?« keuchte Frankie Bowens und war davon überzeugt, die beste Rolle seines Lebens zu spielen. »Was haben sie mit ihr gemacht?« Seine Stimme brach ab, zerfaserte förmlich.

»Ihr Gesicht… Sie hat kein Gesicht mehr. Wir haben sie in einem Abbruchgrundstück gefunden. Tot. Ohne Gesicht. Es ist nur noch eine glatte Fläche. Wäre sie früher nicht polizeilich erfaßt gewesen, dann wüßten wir jetzt noch nicht, wer sie war …« Der schwarzhaarige Polizist brach ab, zuckte die Schultern. »Es tut mir leid, Frankie.«

»Aber – aber warum habt ihr mich dann gefragt, wo ich gestern gewesen bin? Verdammt, ihr glaubt doch nicht etwa, daß ich so was machen könnte? Ihr Gesicht ist weg? Aber wie ist denn so was möglich? Wie kann man ein Gesicht einfach in eine glatte Fläche verwandeln?« Die letzten Worte hatte er ihnen ins Gesicht geschrien. Tränen rannen über seine stoppelbärtigen Wangen.

»Es tut uns leid, wir…«

»Raus! Verschwindet!« schrie Frankie. Seine Verzweiflung war echt. Alle Wunden waren wieder aufgerissen. Stellas verzweifeltes Schreien, ihr Todesschrei. Sein Kampf gegen den Dämon. Er konnte den Polizisten nichts davon sagen, sie hätten ihn für verrückt erklärt, er wußte es.

Er drängte sie aus dem Wohnzimmer.

Im Flur roch es muffig. Es fiel ihm erst jetzt auf. Alles roch muffig.

Ein schrecklicher Gestank haftete ihm an. Frankie hatte den irren Wunsch, sich zu waschen. Er fühlte sich über und über schmutzig…

Die Polizisten drehten sich an der Tür noch einmal um.

Frankie wollte nichts mehr hören. »Verschwindet! Laßt mir meine Ruhe!«

Irgendwo in dem Altbau wurden Stimmen laut. Eine Frau rief herauf: »Was ist denn los, Frankie? Ärger?«

»Halt die Schnauze!« brüllte er zurück und war schon im Begriff, die Tür zuzuknallen.

Da sah er es!

Die Polizisten krümmten sich regelrecht zusammen, der Gestank explodierte förmlich, schlug regelrecht aus ihren Körpern heraus, ein Schemen entstand zwischen ihnen, ein dritter Körper!

Wie Rauch quirlte er!

Wie lebendiger Rauch!

Frankie schrie!

Er riß die Tür zu, aber sie schlug nicht ins Schloß. Blitzschnell fuhr der Fuß des Schwarzhaarigen über die Schwelle. Die Tür knallte zurück, wurde Frankie aus der Hand gerissen.

Er taumelte zurück.

Die Angst von gestern nacht war wieder da! Sie sind gekommen

…, dachte er. Der Gedanke raste wie ein feuriges Rad in seinem Schädel herum.

Die Männer drückten die Tür vollends auf und stürmten wieder in die Wohnung.

Das nebulöse, wabernde Wesen, das zwischen ihnen entstanden war, schwebte jetzt über ihnen. Blutrote Augen leuchteten in der trüben Düsternis des Flurs. Frankie Bowens zitterte. Er hatte sich vollaufen lassen, um zu vergessen. Dabei hatte er gewußt, daß es für ihn kein Vergessen geben konnte. Die Polizisten standen im Bann dieses Wesens!

Er erreichte das Wohnzimmer.

Eine Waffe! schrie es in ihm. Eine Waffe, guter Himmel! Das Kreuz trug er immer noch. Es hatte ihm gestern nacht das Leben gerettet, vielleicht…

»Dieses Mal wird es dir nicht helfen Frankie Bowens!«

Die Stimme, die das sagte, schien direkt aus dem Grab zu kommen.

Die Höllenaugen fixierten ihn.

Gleichzeitig sank der Nebel, gleitend, wogend, wirbelnd tiefer, drang in die Polizisten ein. Deren Gesichter waren jetzt nicht einmal mehr annähernd menschlich. Grausame Fratzen waren es, die Augen hervorgequollen, riesig, wie Froschaugen, und genauso eiskalt und tödlich…

Der Rothaarige hob seine Rechte. Ein gemeines Grinsen umspielte seine Lippen. Er griff in den Jackenausschnitt und holte die Automatik hervor.

»Nein!« hörte sich Frankie Bowens kreischen.

Sie wollten ihn erschießen!

»Keine Chance! Diesmal nicht, Bowens!« sagte die Grabesstimme wieder. »Du hast einen der unseren getötet! Du wirst dafür einen hundertfachen Tod sterben. Dies ist erst der Anfang… Du sollst leiden, Bowens. Leiden!«

Der rothaarige Polizeibeamte legte auf ihn an.

Sein Partner hatte seine Pistole nun ebenfalls gezogen.

Der Nebel war völlig in die Schädel der Männer eingesickert.

Frankie Bowens riß das silberne Kreuz hoch. »Ihr könnt nicht schießen! Ihr könnt es nicht! Das Kreuz – es schützt mich…«

»Aber nicht vor normalen Kugeln!« Höhnisch gellte die Stimme des Polizisten.

Da warf sich Frankie Bowens herum.

Der erste Schuß bellte auf. Er spürte einen heißen Luftzug neben sich, warf sich herum, stolperte über den Tisch, ging mit ihm zu Boden. Es splitterte und krachte. Eine leere Whiskyflasche ging zu Bruch. Frankie kroch weiter, kam hinter die uralte Couch. Wieder dröhnte ein Schuß auf. Frankie Bowens glaubte, die Trommelfelle würden ihm platzen. Seine Augen waren vor Entsetzen geweitet.

Er war ein Todeskandidat.

Aber er wollte nicht sterben.

Er riß sich hoch. Das Fenster, grellte es in seinem noch immer vom Whisky umnebelten Gehirn.

Er glaubte, irrsinnig schnell zu sein.

Aber er war es nicht.

Er kam genau bis vor das Fenster. In der Tiefe brodelte der Verkehr. Zehn Stockwerke waren es bis zur Straße hinunter.

Der rothaarige Polizist krümmte wieder den Finger um den Abzug!

Es knallte.

Die ganze Welt schien unterzugehen.

Frankie Bowens wurde von dem Treffer buchstäblich vorwärtsgeschmettert!

Mit hochgerissenen Händen fiel er gegen das Fenster, die Scheibe zerplatzte unter seinem Aufprall. Er wurde hindurchgedroschen.

Schlagartig war das Brausen des Verkehrs irrsinnig laut in seinen Ohren, er spürte den heißen, pulsierenden Schmerz, der von der Kugel kam, die in seine Schulter gefahren war, er wollte schreien, aber er konnte es nicht mehr, denn eine blutigrote Woge überschwemmte ihn…

***

Es war ein düsteres, heruntergekommenes Haus.

Groß. Trutzig. Verwinkelt gebaut. Von fleischigem, an den Rändern schwarz verfärbtem Efeu überwuchert. Eine dicke Dreckschicht überzog die Fensterscheiben und machte sie blind. Regentropfen, die darüber geronnen waren, hatten ihre Spuren darauf hinterlassen.

Von der engen Gasse aus war das Haus nicht zu sehen. Dafür sorgte die hohe Mauer aus schroff behauenen Natursteinen, die ebenfalls von Moos und Efeu überwuchert war, und natürlich die hohen, schwarzen Zypressen und wuchtigen Eichen, die in dem weitflächigen Anwesen aufragten. Wie stumme, gigantische Wächter wirkten sie. Drohend schien das massige, teilweise morsche Geäst vorgereckt, bereit, jeden unbefugten Eindringling zu packen und zu zermalmen.

Zwischen den Stämmen wucherte verfilztes, stacheliges Unterholz.

Nirgends gab es mehr einen Weg, der zu dem Haus führte. Nirgends eine Spur, ein Zeichen, das auf ein menschliches Wesen hinwies.

Einsam und verlassen und vergessen lag das Haus unter seinem schwarzgrünen, verfilzten Kokon.

Es war eine Welt für sich.

Eine Welt, die nichts mit der Welt der Menschen gemein hatte, obwohl sie inmitten ihrer Welt lag. Ringsum lebten sie, aber sie mieden das Haus. Nur wenige wußten überhaupt noch von seiner Existenz.

Im Laufe der Zeit war es in Vergessenheit geraten.

Seit Jahren herrschte hier ein kaltes Dämmerlicht.

Nie drang die Sonne durch das Blätterdach und das Gewirr der Äste und Zweige zu dem Haus durch.

Und nachts war die Dunkelheit hier am vollkommensten…

***

Kopfüber fiel Frankie Bowens aus dem Fenster!

Er hörte ein Wimmern, und begriff erst viel später, daß er es ausgestoßen hatte.

Dann knallte er auf den Gitterboden der Feuerleiter, die unterhalb des Fensters vorbeiführte.

Schwarze Flocken rieselten vor seinen Augen. Seine Schulter fühlte sich an, als sei sie mit flüssigem Blei übergossen worden.

Er rappelte sich trotzdem auf. Seine Rechte krallte sich um das eiserne Geländer und zog ihn hoch. Er kam auf die Füße und rannte

auch schon.

Er hörte die Stimmen der beiden Polizisten.

»Der Kerl hat mehr Glück als Verstand…«

»Los, Jim, schieß’ schon!«

Wieder bellte der Schuß. Ein trockener Knall. Die Kugel schrammte über das Geländer, Funken stoben. Aber sie traf ihn nicht.

Frankie Bowens hetzte die Feuerleiter entlang.

Dann die Stufen hinunter. Im Zick-Zack immer tiefer. Aber sie folgten ihm. Er hörte ihre schnellen Schritte über sich. Sah die Schatten.

Er holte das Letzte aus sich heraus. Aber er torkelte mehr, als daß er rannte. Immer wieder knickten ihm die Knie ein.

Schließlich fiel er.

Sich überschlagend, wirbelte er die Stufen hinunter, fiel gegen das Geländer, konnte sich mit Müh und Not halten. Vor seinen Augen drehte sich alles – immer schneller. Die Schritte seiner Verfolger näherten sich rasend schnell.

Tief unten floß der Verkehr. Die Autos waren winzig klein. Spielzeugautos. Sie hatten nichts mit der Wirklichkeit zu tun – mit seiner Wirklichkeit.

Dabei wäre alles so einfach gewesen. Er brauchte sich nur loszulassen – brauchte sich nur abzustoßen. Ein paar Sekunden später dann…

Nein! Er wollte nicht aufgeben. Er mußte an Stella denken und daran, wie sie gestorben war. Ihren Mörder hatte er getötet, er war stärker, raffinierter gewesen als dieses Scheusal aus der Hölle.

Und jetzt sollte er sich selbst umbringen?

Nein!

Frankie Bowens versuchte wieder hochzukommen. Er mühte sich keuchend ab. Kam auf die Knie.

Die Horror-Cops kamen. Sekunden dehnten sich zu Ewigkeiten.

Ächzend wuchtete sich Frankie weiter hoch. Er schwor sich in diesen Augenblicken, ein ehrlicher Mann zu werden, wenn er es schaffte, am Leben zu bleiben.

Sie kamen!

Das peitschte ihn förmlich hoch. Weiter! Er taumelte, hielt sich mit der Rechten am Geländer fest, ließ die Hand darüberschleifen. Die linke Hand sowie den Arm spürte er nicht mehr. Von der Schulter ausgehend war alles eiskalt, taub, als wäre der Arm abgefallen.

Frankie Bowens sah nicht zurück. Er wußte, daß die Cops kamen.

Wie nahe mochten sie sein?

Noch nicht zu nahe, denn sonst hätten sie wieder geschossen.

Das achte Stockwerk. Das siebte.

Frankie Bowens war es schlecht. Er dachte an die vielen Menschen, die dort unten herumwirbelten. Die ihre Autos lenkten und nicht ahnten, was sich hier oben abspielte.

Und er hatte das Gefühl, sich gleich übergeben und wieder zusammenbrechen zu müssen.

»Gib endlich auf, Frankie!« schrie einer der beiden Horror-Cops.

»Ihr Teufel…«

Frankie ahnte, daß es gleich vorbei sein würde. Er hörte die Schritte, sie wurden lauter, lauter, lauter… Wie ein riesiger stampfender Maschinenkolben …

Das Geräusch wurde zu einem Stakkato in seinem Schädel. Die schwarzen Flocken regneten jetzt unheimlich dicht, wurden zu einem Mantel, der ihn einhüllte. Er sah nicht mehr, wohin er rannte.

Irgendwo stieß er an. Den Schmerz fühlte er gar nicht. Sein Atem jagte. Sein Herz trommelte wie ein Schlagwerk gegen seine Rippen.

Dann traf ihn der brutale Schlag ins Genick.

Wie ein gefällter Baum brach er zusammen. Der Aufprall war hart.

Er fühlte, wie das Blut aus der zerbissenen Lippe schoß. Er schrie, aber es war ein jämmerlicher Schrei, kaum hörbar, er wurde ihm von den Lippen gerissen.

Über ihm: Lachen.

»Gib's ihm, Jim!«

»Diese zweibeinige Ratte wollte uns einfach davonlaufen!«

Frankie hörte die Stimmen, sie verzerrten sich, wurden zu grollendem Donner.

Er aber fühlte sich ganz leicht. Wie eine Taube, die vor dem Unwetter flüchtet. Er wurde hochgehoben und bekam es nicht mit.

Der schwarze Mantel umhüllte ihn warm und – tödlich.

»Los, pack mit an!«

»Fliegen soll sie, die Ratte!« Das war Pat Walkers Stimme gewesen. Sie überschlug sich, wurde zu einem hämischen Kichern, das sich in irre Höhen hinaufschraubte.

Da zerriß der schwarze Mantel. Die Flocken wirbelten auseinander. Frankie Bowens konnte wieder sehen.

Die beiden Horror-Cops hatten ihn hochgezerrt. Sie wuchteten ihn über die Brüstung der Feuerleiter!

»Guten Flug, Ratte!« kreischte der Rothaarige.

»Nicht! Bitte – nicht!« flehte Frankie Bowens.

Sie aber lachten nur. Pat Walkers fetzte ihm die silberne Kette mit dem Kreuz vom Hals und schleuderte sie höhnisch lachend davon.

»Und jetzt du!«

Der Stoß war hart. Frankie rutschte über das Geländer.

Wie ein Stein fiel er in die Tiefe…

Ein endloser Sturz. Ewigkeiten verstrichen. Die Luft schlug ihm eiskalt ins Gesicht. Er wirbelte um seine Achse, seine Arme waren vom Körper abgewinkelt, als wolle er davonfliegen. Aber er konnte nicht fliegen.

Die Straße raste auf ihn zu.
Schien sich aufzubäumen, ihm entgegen.
Menschen schrien. Zeigten zu ihm herauf. Es ging alles so langsam. Himmel, warum bekam er das alles so genau mit. Hupen dröhnten.
Frankie Bowens schrie.
Noch zehn Yards. Acht. Sieben.
Jetzt ging es plötzlich ganz schnell. Irrsinnig schnell.
Frankie wollte die Augen schließen. Es ging nicht.
Aber plötzlich herrschte Dunkelheit. Der Aufschlag – war er schon vorbei?
Frankie Bowens stöhnte.
Sein Schädel schmerzte, sein Hals ebenso. Er hob seine Hand – die rechte – und massierte darüber.
Dann zuckte er zusammen.
Er begriff es nicht – aber er war plötzlich in einem finsteren Keller.
Wasser tropfte von der niederen Decke. Das Stroh, auf dem er lag, war feucht und stank gotteserbärmlich. Irgendwo in der Finsternis raschelte es hektisch.
Ratten!
Er stieß einen Krächzlaut aus. Ihm war zum Heulen zumute. Er hatte Angst, jämmerliche Angst. Er kapierte nichts, überhaupt nichts.
Warum war er nicht tot? Sie hatten ihn über das Geländer der Feuerleiter gestoßen, er war gefallen – und jetzt lag er hier?
Die Dunkelheit, die ihn umgab, wurde lebendig.
Er hörte Kichern und Flüstern.
Frankie Bowens versteifte. Er hielt seinen Atem an, und sein Herz hämmerte wie verrückt und so laut, daß er glaubte, es müsse bis zum Nordpol zu hören sein.
»Angst, mein Freund?« Beim Klang der sanften Stimme zuckte Frankie Bowens wie unter einem Peitschenhieb zusammen. Er ruckte hoch. Aufrichten konnte er sich nicht. Seine Füße waren an den Boden gekettet; er merkte es erst jetzt.
Seine Blicke versuchten die Düsternis zu durchdringen.
Zuerst sah er nur einen Schemen.
Er kam näher. Eine Frau! Sie trug ein helles Kleid, das ihren schlanken, geschmeidigen Körper umfloß. Eine runde, rotgelbe Scheibe, die mit blutroten Steinen besetzt war, hing an einer langen Kette. Ein tiefer Ausschnitt. Kleine, feste Brüste. Helle Haut, die sanft schimmerte.
Dann sah Frankie Bowens das Gesicht der Frau. Es war feingeschnitten, oval, die Lippen voll und rot, ein spöttisches Lächeln verzerrte sie. Die Augen waren groß, mandelförmig, von dichten Augenbrauen überschattet. Langes, blondes Haar umfloß dieses Gesicht.

Frankie Bowens packte es nicht. Er stieß die Luft aus, starrte die Erscheinung nur an, und spürte die eiskalte Drohung, die davon ausstrahlte.

Noch näher kam die unheimliche Frau.

Gleichsam auch das Rascheln. Dann sah Frankie Bowens die ersten Ratten.

Groß und fett waren sie. Die Schnauzen schimmerten naß und schleimig. Die langen Barthaare bewegten sich wie fiebernd. Die großen Knopfaugen funkelten teuflisch.

Die Frau lachte.

Dann wandte sie mit einem wilden Ruck ihr Gesicht!

Ihr Schädel drehte sich um 180 Grad!

Und jetzt starrte Frankie Bowens in eine Skelettfratze!

»Bastarda!« hauchte er. »Du – du bist Bastarda!«

»Ganz recht!« flüsterte die Horror-Fratze. Die gelblich verfärbten, vorstehenden Hauer bewegten sich kaum. Frankie Bowens sah die kräftigen, leicht gebogenen und spitz zulaufenden Eckzähne.

Das fürchterliche Lächeln verbreiterte sich.

»Nein! Neiiinnn!« stieß Frankie Bowens hervor.

Sie schien es gar nicht zu hören. »Willkommen im Haus der Finsternis, Frankie Bowens«, sagte sie sanft, beinahe liebevoll. »Wir werden viel Spaß miteinander haben. Du wirst mir die Zeit bis zu dem großen Augenblick vertreiben… Es wird dir gefallen. Du wirst sehen …«

Sie kniete neben ihm nieder. Frankie Bowens' Körper schien eingefroren zu sein. Er konnte sich nicht mehr bewegen.

Die Ratten pfiffen und quiekten. Das borstige Stroh raschelte, als sie sich aufsetzten.

Bastarda aber beugte sich über ihn.

Er spürte ihr Knochengesicht über seinen zurückgebogenen Hals gleiten, spürte ihre Zähne, spürte, wie sich ihr fürchterlicher Skelettmund öffnete…

Ihre zarten Hände strichen über sein Gesicht, wischten den Angstschweiß weg und hinterließen eiskalte Schauer.

Ein kehliges Lachen. »Ganz ruhig, Frankie Bowens. Es tut nicht weh!«

Frankie Bowens starrte in die Finsternis über sich. Er wartete auf das Ende. Er hörte, wie sich die Ratten unruhig bewegten und versuchte, zu beten. Ihm fiel jedoch kein Gebet ein.

Die jähe Angst, die in ihm brodelte, löschte alles andere aus. Bald würde er Stella wiedersehen.

Bastardas Atem war kalt. Eiskalt – wie der Tod.

Plötzlich, ruckartig, versteiften sich ihre Finger, ihr geschmeidiger Körper schmiegte sich hart an den seinen, ihre Finger verkrallten sich in sein Gesicht, drückten es vollends zur Seite.

Gleichzeitig schnappte das Skelettmaul mit den Vampirzähnen zu!
Ein scharfer, schnell versiegender Schmerz an seinem Hals!
Dann hörte er ihr gieriges Schmatzen…

***

»Da ist was passiert!«
Mike Hunter schrie es fast.
Die Menschen auf den Bürgersteigen rannten alle in eine Richtung.
Zu einem ziemlich alten, baufällig wirkenden Mietshauskasten hin, der sich elf Stockwerke in den dunstigen Himmel aufwuchtete. Vor dem Haus, an dem die Syracord Street vorbei Richtung Broadway und Empire State Building führte, wurde jetzt auch hektisches Gehupe laut. Ein Schrei. Viele Stimmen, die durcheinander schrien.
Der Verkehr kam ins Stocken. Josef Heidenreich bremste ab und zerknirschte eine Verwünschung zwischen den Zähnen.
Mike kurbelte das Fenster hinunter.
»Was ist denn los?« schrie er einer korpulenten Frau zu – einer Mexikanerin –, die mit den anderen Schaulustigen Schritt zu halten versuchte.
»Da vorn ist einer von der Feuertreppe gestoßen worden«, keuchte sie hektisch und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Er ist gefallen, wie es ja auch normal ist. Aber plötzlich war er verschwunden! Verschwunden, einfach weg!«
Mike kam nicht dazu, eine zweite Frage zu stellen, die Frau war schon wieder unterwegs. Die Rockschöße schlugen um die stämmigen Beine.
»Das gibt’s doch nicht«, sagte Damona.
»Ich kümmere mich darum!«
»Aber Mike – wir…«
»Den Besuch bei Thomas Warner besorgt ihr beide. Ich glaube, daß ich hier gebraucht werde.«
Mike Hunter war nicht zu halten, und Damona King wollte ihn auch gar nicht halten. Wenn ein Mann über die Feuertreppe in die Tiefe gestoßen wurde und dann plötzlich verschwand, dann ging das nicht mit rechten Dingen zu. Und da Bastarda hier in New York aktiv geworden war, war es nur logisch, auch bei diesem Vorfall an sie zu denken.
Mike war wie ein Kastenteufel aus dem Camaro gefahren und jetzt bereits in der dichten Menschentraube, die sich keine zehn Yards von ihrem Standpunkt entfernt gebildet hatte, eingetaucht.
Irgendwo gellte eine Polizeipfeife auf. Im Schrittempo konnte Josef Heidenreich weiterfahren.
Damona hielt nach Mike Ausschau.
Er hatte aber schon einen zu großen Vorsprung und war nicht mehr

zu sehen.

»Glaubst du, daß diese Bastarda etwas damit zu tun hat?« wollte Josef Heidenreich wissen. Während der kurzen Fahrt hatten sie ihn über den aktuellen Stand der Dinge aufgeklärt. Auch von Bastarda hatten sie ihm berichtet, so daß er mit dem Namen der sogenannten Dreimalgroßen schon eine Menge anfangen konnte.

»Ich weiß es nicht, Josef.«

»Aber du glaubst es«, stellte er fest.

Sie nickte.

Er trommelte ein paar Takte auf das Lenkrad und starrte auf die Blechlawine, die sich vor ihnen gebildet hatte. Jetzt herrschte wieder Flaute. Keinen Zentimeter kamen sie voran.

Die hochragenden Wolkenkratzer säumten die enge Straße. Sie hatten eine Abkürzung zum Madison Square fahren wollen, aber das hatte sich als Schuß in den Ofen erwiesen.

»Hat Mike eine Chance« fragte Josef dann unvermittelt.

»Verdammt, Josef, du fragst mich Sachen… Wenn er an Bastarda persönlich gerät, dann – dann nicht. Sie ist schlimmer als tausend Höllenhunde«, sagte Damona. Ihre Stimme klang heiser. Mit ihren Gedanken war sie bei Mike.

»Jetzt greifen diese Teufel also auch schon tagsüber an«, murmelte Josef. »Es ist schlimm.«

»Ja.«

»Aber vielleicht war alles nur ein Irrtum«, versuchte er sie und sich selbst zu beruhigen. »Du weißt, wie die Leute sind.«

Damona blieb einsilbig.

»Wir werden sehen. Aber ich glaube es nicht. Mike hatte schon recht. Er wird hier gebraucht. Wir beide haben im Lauf der Zeit gelernt, auf unseren Instinkt zu hören.«

Wieder ging es ein paar Yards weiter.

Die Straße führte in einer weiten Kehre an dem Haus, vor dem die Schaulustigen Menschentrauben bildeten, vorbei. Aber auch in den Autos saßen die Gaffer. Deshalb ging es nicht recht weiter. Eine Polizeiwagensirene jaulte. Das half. Der Verkehrsfluß orgelte wieder los.

Damona ließ – während sie zügig vorbeifuhren – ihre Blicke über die Fassade des Wohnsilos nach oben gleiten. Die Feuertreppe konnte sie nicht sehen, die befand sich wahrscheinlich auf der von der Straße aus nicht sichtbaren Schmalseite des Hauses. Dort gab es einen engen Hof, dann wuchs auch schon der nächste Silo in die Höhe. Die Fassade der Häuser war einheitlich grau und welk und trostlos. Die Nähe der Glitzerwelt des Broadways war hier nicht zu spüren. Dies hier war die Welt hinter der Fassade.

Fenster waren aufgerissen worden. Die Köpfe der Menschen, die

wenigstens noch einen Nachgeschmack des Phänomens schnuppern wollten, wirkten wie kleine Bälle. Überall wurde aufgeregt palavert.

Einige Leute, die in der Hofeinfahrt standen, zeigten immer wieder hoch.

Dann blieben Haus und Schaulustige hinter ihnen zurück.

»Geschafft«, kommentierte Josef Heidenreich. »Von hier aus ist es nur noch ein Katzensprung bis zur Waynesdale Klinik.«

Die riesigen Gebäude wischten an ihnen vorbei. Hier pulsierte das Leben wie in einem riesigen Bienenkorb. Die Menschen hasteten ihren Zielen entgegen. Ein paar Straßen weiter war so etwas wie ein Wunder geschehen, aber davon war bis hierher noch nichts vorgedrungen.

Josef Heidenreich konnte zügig fahren. Durch Midtown, am Bryant Park vorbei. Die Riesensilhouette des Empire State Buildings wuchs vor ihnen majestätisch hoch. Der Bau wurde demnächst Fünfzig. Ein stolzes Alter. Die Fensterscheiben gleißten unter der Berührung einiger Sonnenstrahlen, die wider Erwarten die Dunstglocke durchstoßen und den Weg zur Erde herunter gefunden hatten.

Damona King konnte sich nicht darüber freuen.

***

Mike Hunter kämpfte sich durch die gaffende, schwatzende, unruhig hin und her wogende Menschenmenge.

Er benützte die Ellenbogen. Höflichkeit hätte ihn nicht durch diese Mauer katapultiert. Für Entschuldigungen war später Zeit.

Mike kam gut voran.

Flüche wurden ausgestoßen, einmal schlug ein Zwei-Meter-Mann nach ihm, doch Mike entging den Muhammad-Ali-Fäusten.

Er erreichte die Hofeinfahrt, blieb kurz stehen und riß seinen Kopf in den Nacken. Die Feuerleiter lief im Zickzack an der grauen, rissigen Fassade hinauf. Wie das ganze Haus, so wirkte auch sie alt und morsch. Der Rost krallte sich in das Metall und verfärbte es.

Dafür aber hatte Mike Hunter kein Interesse. Es gab jetzt wichtigere Dinge.

Während er sich durch die Menschentraube gewuchtet hatte, hatte er aus den Gesprächsfetzen einen Überblick bekommen. Zwei Männer hatten einen dritten Mann in die Tiefe gestoßen. Zwei Yards über dem Asphalt hatte er sich in Luft aufgelöst. Wie ein Lauffeuer breitete sich diese Nachricht aus.

Erklärungen gab es nicht. Wenigstens keine normalen. Mike hätte einige parat gehabt, aber die hätten ihm die Leute niemals abgenommen. Wer glaubte schon an Magie? An Teufelsspuk und Dämonenzauber?

Mikes Blicke kamen im zehnten Stockwerk an. Nirgends eine Spur

der beiden Killer. Nirgends eine Bewegung. Einsam und trostlos klammerte sich die Feuerleiter an die Hauswand.

Aber da sah Mike das zertrümmerte Fenster.

Im Hof darunter lagen die Glasscherben. Mike orientierte sich kurz, zählte die Fensterreihen ab, und war schon wieder unterwegs.

Eine Polizeisirene war zu hören. Hinter ihm blieb das Murren und Murmeln der Schaulustigen und das Rumoren der im Leerlauf arbeitenden Automotoren zurück.

Mike hetzte die drei Stufen zu dem großen Portal hinauf, das automatisch signalisierte, daß dieses Haus schon einmal bessere Tage gesehen hatte. Die Tür war nur angelehnt, der Schließmechanismus, der für das Einrasten zuständig war, war kaputt.

Es roch muffig. Die Wände waren mit einer grünen Farbe gestrichen. Darauf waren einige obszöne Sprüche geschmiert.

In dem Haus war es still.

Alle Menschen, die hier wohnten, schienen an den Fenstern zu hängen, um noch etwas von dem Wunder mitzubekommen.

Sollten sie.

Er aber wollte sich die beiden Kerle schnappen, vielleicht konnte er von ihnen Genaueres erfahren. Möglicherweise steckten sie sogar mit Bastarda unter einer Decke.

Eine Treppe stieß in die oberen Stockwerke hinauf.

Mike zögerte, sah sich in dem diffusen Halbdunkel, das in dem breiten Korridor herrschte, um und erblickte den Lift. Er staunte.

Damit hatte er schon gar nicht mehr gerechnet. Aber es war ihm natürlich gerade recht.

Es war ein alter Kastenaufzug, eine Tür gab es nicht, dafür aber ein Drahtgitter. Alles atmete Alter und einstige Vornehmheit. Aber die Zeiten ändern sich, heute konnte man damit niemand mehr beeindrucken.

Mike vertraute sich dem vorsintflutlichen Ding an und hieb auf die Aufwärts-Taste. Der Kasten setzte sich mit einem wüsten Ruck und einem noch wüsteren Kreischen in Bewegung.

Sonderlich schnell ging es nicht aufwärts. Mike ärgerte sich. Zu Fuß wäre er wahrscheinlich schneller gewesen. Außerdem hörte man das Rumoren des Liftes sogar als Tauber mit Krückstock.

Jetzt konnte er nicht mehr zurück.

Mike tastete an die Schulterhalfter. In weiser Voraussicht hatte er die Luger, die mit geweihten Silberkugeln geladen war, zum morgendlichen Trimmtrab mitgenommen. Seit er seinen Job als Versicherungsdetektiv der Transworld Insurance zugunsten Damona Kings und ihres Kampfes gegen die Dämonenbrut an den Nagel gehängt hatte, hatte er lernen müssen, daß er jetzt 24 Stunden am Tag in Lebensgefahr schwebte. Die Dämonischen schliefen nie. Und

Damona und er standen ganz oben auf ihrer Totenliste.
Aber sie verstanden es, sich zu wehren.
Immerhin ein Trost.
Mike grinste freudlos und zog die Luger aus dem Leder. Vergessen waren die wenigen Minuten unbeschwerter Flachserei, die er und Damona vorhin im Central Park gehabt hatten. Das Roller Skates Wettrennen war schon wieder so fern, schien einem anderen Leben anzugehören.
Der Aufzugskasten schaukelte hin und her und schleifte an den Schachtwänden entlang. Die Geräusche, die dabei produziert wurden, konnten einem eine Gänsehaut über den Rücken jagen.
Endlich kam das Ding im zehnten Stock an.
Die Gittertüren rasselten auseinander. Die Luger in der Rechten haltend, glitt Mike in das Halbdunkel hinaus, das auch hier oben herrschte.
Irgendwo lief ein Radio. Der Eunuchen-Sound der Bee Gees hörte sich in der Stille aufdringlich und ekelhaft an.
Mike versuchte, das Gehämmer zu ignorieren.
Er lief den Korridor entlang, fand eine Lichttaste. Helligkeit flammte auf, und das Klickern zeigte an, daß es ein Minutenlicht war.
Mike Hunter blieb stehen und versuchte, sich die Fensterreihen vorzustellen. Wo war die Wohnung, zu der das zertrümmerte Fenster gehörte?
Er machte sich keine Illusionen. Die beiden Männer konnten schon längst über alle Berge sein.
Vielleicht waren sie über die Treppe entkommen. Aber er war eher der Ansicht, daß sie noch irgendwo hier oben steckten. Unten gab es zu viele Schaulustige.
Außerdem waren seit dem geheimnisvollen Verschwinden ihres Opfers und seinem, Mike Hunters, Auftreten hier oben höchstens fünf Minuten vergangen.
Verflixt, er machte sich doch etwas vor. Fünf Minuten waren eine Ewigkeit, um zu verschwinden. Jetzt bedauerte er, daß Josef oder Damona nicht unten, im Erdgeschoß, Stellung bezogen hatten. Aber die Sache mit Thomas Warner war wichtiger. Der Junge war der Schlüssel zu den ablaufenden Horror-Geschehnissen. Dies hier – dieses Wunder – konnte eigentlich gar nichts mehr bringen. Höchstwahrscheinlich kam er zu spät.
Vorsichtig pirschte er den endlos langen Gang entlang. In das Gejaule der Bee Gees mischte sich das trotzige Krähen eines kleinen Kindes.
Gleichzeitig wurde am Ende des weiten Flurs eine Wohnungstür geöffnet und wieder zugeschlagen. Mike fuhr herum. Eine Frau mittleren Alters trippelte zum Aufzug, ohne Mike zu beachten.
Unten, in der Menge, hatte auch jemand davon gesprochen, daß hier

oben Schüsse gefallen seien.
Vorausgesetzt, das war wirklich der Fall, so wußte Mike Hunter, warum keiner der Hausbewohner darauf reagiert hatte. Hier war sich jeder selbst der Nächste, und es war ihnen nicht einmal zu verdenken, denn diese Wohnburgen zwangen die Leute förmlich zu dieser Haltung.
Der Aufzugskasten mit der Frau orgelte nach unten.
Das Flurlicht erlosch mit einem harten Klacken.
Im gleichen Sekundenbruchteil wurde die Tür direkt neben Mike Hunter aufgerissen, ein massiger Körper flog heraus und warf sich auf ihn…

***

Pat Walkers starrte auf die Pistole in seiner Hand.
Das Grauen schüttelte ihn. Seine Kopfhaut spannte sich schmerzhaft an. Ein Druck war in seinem Schädel, der ihn schier umbrachte.
»Was – was habe ich getan?« hauchte der massige Mann entsetzt.
Er ließ die Dienstwaffe fallen. Hart polterte sie auf den Boden des muffig riechenden Zimmers. Nicht einmal die Luft, die durch das gezackte Loch im Fenster hereinfächelte, konnte den Gestank übertünchen.
Jim Brooster, sein Partner, stand wie aus Stein gehauen neben dem Fenster und starrte auf die Menge der Gaffer hinunter, die sich auf der Straße eingefunden hatten.
»Das waren nicht wir, Pat«, sagte er unvermittelt. Seine Stimme hatte kaum mehr etwas Menschliches an sich, war nur ein heiseres Krächzen, als seien die Stimmbänder bereits seit Jahren verrostet.
Pat Walkers schüttelte den Kopf. Angewidert sah er auf seine Hände. »Wir haben ihn getötet. Wir haben ihn in die Tiefe geworfen, nur das wird vor den Geschworenen zählen.«
Jim Brooster wandte leicht den Kopf. »Wir müssen uns stellen, Pat. Wir sind Cops – keine Killer. Es – es war ein…«
»… ein Versehen? Wolltest du das sagen?« fragte Pat Walkers zynisch.
»Eine höllische Macht hatte uns unter Kontrolle. Wir hätten den Mann niemals…« Er brach ab, wahrscheinlich, weil ihm klar wurde, wie lächerlich sich alles anhörte, was er sagte.
Pat Walkers wischte seine Hände an der Gabardinehose ab, als könnte er sie so von dem Blut säubern, das unsichtbar daran klebte.
»Wir müssen verschwinden, Jimmi…«
Jim Brooster schüttelte den Kopf. »Nein, das müssen wir nicht. Wir werden diese Sache anständig durchstehen.«
»Verflucht, kapierst du denn nicht, daß wir keine Chance haben?« schrie Pat Walkers jähzornig. Er hatte seinen Schock überwunden, an

Dämonen und Zauberei glaubte er sowieso nicht. Das überließ er anderen. Er wußte zwar trotzdem nicht, warum ihn und Jimmi der Teufel geritten und warum sie Frankie Bowens erledigt hatten, aber es mußte eine Kurzschlußhandlung gewesen sein.

Eine Kurzschlußhandlung, ja, genau das war es gewesen.

Es gab keine andere Erklärung. Der schäbige Kerl hatte sie gereizt, und da hatten sie ihn sich vorgeknöpft. Jetzt war er tot. Zerschmettert auf dem Asphalt der Straße, zehn Stockwerke tiefer.

»Es war Mord«, flüsterte Pat Walkers halblaut, noch immer in seine Überlegungen vertieft. Wie irr rasten die Gedanken hinter seiner Stirn, während er mit seiner Linken über das rote Barthaar strich.

»Es war auf jeden Fall Mord, und deshalb müssen wir abhauen. Niemand wird uns verdächtigen, es gibt keine Augenzeugen, niemand, der uns identifizieren könnte.« Er bückte sich und nahm seine Dienstwaffe wieder auf.

»Und die Leute da unten?« versetzte Jimmi Brooster sarkastisch.

»Ein paar haben uns auf jeden Fall gesehen, zwar nur aus der Ferne, aber immerhin. Und außer den Leuten gibt es ja auch noch die Kugeln, Partner. Wir haben wie die Wilden um uns geballert. Unsere Kollegen von der Spurensicherung werden sie finden – und auch identifizieren. Das ist ein Kinderspiel. Nein, Pat, es ist aus. Wir können uns nur stellen und sagen, wie es gewesen ist und auf ein Wunder hoffen.«

In Pat Walkers' Augen flackerte es gefährlich. Er wirkte gehetzt und gereizt wie ein Tiger. Immer wieder huschten seine Blicke durch das Wohnzimmer, in das sie nach der Tat zurückgekehrt waren.

Ein Wunder, daß noch niemand von den Hausbewohnern gekommen war. Die mußten doch die Schüsse gehört haben. Aber wahrscheinlich war ihnen dabei auch der Mumm in die Hose gefahren.

Ratten waren das, zweibeinige Ratten. Hier, in dieser Gegend, wohnte doch nur Abschaum.

»Ich ziehe Leine, du kannst ja hierbleiben und auf gnädige Geschworene hoffen«, versetzte er wild.

»Du bleibst auch hier. Wir warten, bis unsere Kollegen kommen. Es kann nicht mehr lange dauern.« Jimmi Brooster hielt seinen Dienstrevolver noch immer in der Hand, jetzt hob er ihn, der Lauf richtete sich auf Pat Walkers.

Er versteifte.

Sein ohnehin schon hartes Gesicht verkantete sich. In seinem Schädel rumorte es, der Druck wurde immer schlimmer. War das nicht wieder genau wie vorhin, als er diesen Frankie Bowens zum Teufel schickte? Ja, da war dieser Druck auch in seinem Schädel gewesen, damit hatte alles angefangen…

»Du würdest doch nicht wirklich auf mich schießen?« fragte er

gedehnt und mit einem heimtückischen Unterton in der Stimme.
Der Schock über das, was er getan hatte, war weg; jetzt war er wieder stark, kein Zweifel an der Korrektheit dessen, was geschehen war, war in ihm.
Ein blutigroter Schleier wedelte vor seinen Augen.
»Bastarda hat es gefallen, was wir getan haben, Jimmi«, sagte er dann, ohne die Antwort seines Partners abzuwarten.
»Bastarda?«
»Die Herrscherin der Finsternis, die Superdämonin, ja.«
»Du bist verrückt geworden, Pat. Mach' keine Dummheiten, ich warne dich, wenn du einen Bluff versuchst, dann – dann werde ich auf dich schießen…«
Pat Walkers glaubte ein leises, boshaftes Lachen in seinem Geist zu hören, achtete jedoch nicht weiter darauf. Er mußte Jim Brooster erledigen, plötzlich war er sein Feind geworden.
Aber da war die Pistole.
Pat Walkers starrte auf die Mündung, auf das kleine, schwarze Loch, das ihn wie das Auge eines Höllenwesens anstarrte. Boshaft.
Tödlich. Pat Walkers war plötzlich eiskalt.
»Ich werde dich töten, Jimmi«, flüsterte er.
»Mann, du spinnst! Pat, sieh' zu, daß du wieder normal wirst!« Jim Brooster stöhnte es beinahe. »Zwing' mich nicht, dich umzubringen! Wir – wir waren doch Freunde!«
»Das ist vorbei! Jetzt bist du mein Feind, denn du hörst die Stimme nicht. Bastardas Stimme, die sagt, daß wir verschwinden sollen, solange wir noch Zeit haben.«
Jim Brooster wich vorsichtig rückwärtsgehend zurück. Jetzt stand er mit dem Rücken zum Fenster gewandt. Seine zu schmalen Schlitzen zusammengezogenen Augen waren ununterbrochen auf Pat Walkers gerichtet.
»Sie ist die Herrscherin, sie befiehlt, und wir gehorchen. Sie hat einen großartigen Plan… Hörst du es nicht auch? Flüstert sie ihn dir nicht auch zu?« Verzückt und mit leicht schräg gehaltenem Kopf lauschte Pat Walkers.
»Ich höre nichts, nur dein verrücktes Geschwätz, aber ich lasse mich nicht bluffen, Pat, merk' dir das.«
»Sie flüstert mir alles zu, denn sie will mich unter ihren Getreuen haben. Die Bestien der Finsternis sollen angelockt werden. Für das Beschwörungs-Ritual aber braucht sie dreizehn Seelen und ebensoviele Gehirne. Menschliche Gehirne… Frankie Bowens sollte das dreizehnte Opfer sein, aber Bastarda hat sich anders entschieden. Sie hat Bowens zu sich geholt, er ist nicht tot. Aber du, Jimmi, du wirst jetzt gleich tot sein, denn du wirst Bastardas 13. Opfer!«
Das letzte Wort stieß Pat Walkers haßerfüllt heraus, gleichzeitig warf

er sich vorwärts. Er katapultierte sich durch den Living-room, und Jim Brooster war so perplex, daß er nicht mehr dazukam, zu feuern.

Ein brutaler Schwinger ließ ihn in die Knie brechen. Die Dienstwaffe segelte davon und krachte zu Boden.

Schwer atmend stand Pat Walkers über seinem Kollegen, der jetzt – einen ungläubigen Ausdruck auf dem Gesicht – langsam, wie in Zeitlupe, umkippte.

Da lag er nun.

Pat Walkers sah verächtlich auf den Reglosen nieder.

Er war stärker, er hörte Bastardas Stimme in seinem Geist, deshalb war es nur legitim, wenn er überlebte. Er wußte, daß es ebenso gut auch ihn hätte erwischen können: dann nämlich, wenn Jimmi die Stimme gehört und gehorcht hätte. Aber Jim Brooster war schon immer viel zu anständig gewesen. Auch vorhin, als der Nebeldämon von ihnen beiden Besitz ergriffen hatte, hatte sich das gezeigt. Jimmi war immer noch voller Skrupel gewesen.

Jetzt lag er bewußtlos am Boden.

Er war dem Tod geweiht und würde sterben, aber das war nicht mehr seine Sache. Bastarda würde sich darum kümmern.

Pat Walkers grinste hämisch. Er war dem Bösen verfallen. An der Tür wandte er sich noch einmal um. Ab heute begann für ihn ein neues Leben – ein Leben in Bastardas Diensten.

Sie war ungeheuer mächtig. Und für seine Dienste würde sie ihn reich belohnen, so hatte sie es ihm versprochen.

Er sah, wie sich aus einem finsteren Schemen heraus ein ungeheuerliches Wesen schälte.

Groß, wuchtig, der Körper menschenähnlich, muskulös. Von den Lumpen, in die er gekleidet war, stieg ein penetranter Modergestank auf.

Dann sah Pat Walkers das Gesicht. Das Gesicht eines Monsters!

Groß, wie aufgeblasen, und anstelle einer Nase gab es ein peitschenschnurähnliches, langes Ding, dessen Ende hornbewehrt und höllisch spitz zulief.

Das Monster blickte kurz zu ihm herüber. In den beiden großen Augen flackerte ein grelles gelbes Licht, das Pat Walkers einen Eisschauer über den Rücken jagte, seine Muskeln förmlich verknotete und einen zitternden Feigling aus ihm machte.

Wie gebannt starrte er den Unheimlichen an, der ihn unablässig fixierte.

Gleichzeitig beugte er sich über Jimmi Brooster.

Die Schwärze, aus der der Dämon gekommen war, blieb bestehen, wie ein schwarzer Vorhang vor einer Welt, die Pat Walkers nicht zu sehen bekommen sollte.

Der peitschenschnurartige Faden wirbelte herum, glitt wie eine

Schlange suchend über den Boden und auf Jim Brooster zu, der sich jetzt leicht stöhnend bewegte.

Der Unheimliche wandte noch immer seinen Blick nicht von Pat Walkers.

Ein stechender Blick, der ihm bis auf die Knochen ging.

Alles am Körper des Unheimlichen schien aus geschmeidigen stählernen Muskeln zu bestehen. Und in den gelben Raubtieraugen glühte – Gier! Eine Mordlust, die fürchterlich war.

Pat Walkers hielt diesen Blick nicht mehr aus, obwohl Bastardas Stimme besänftigend in seinem Schädel wisperte. Machte sie sich über ihn lustig? Ja, sie spielte mit ihm. Plötzlich begriff er es. Er sollte das 14. Opfer werden.

Mit einem heiseren Aufschrei warf sich Pat Walkers auf den Absätzen herum!

Im gleichen Augenblick traf ihn der brutale Schlag in den Rücken!

Seine Hände zuckten hoch, die Finger krallten sich in den Türrahmen, aber die Knie gaben nach, der Körper war plötzlich wie mit Bleigewichten beschwert.

Pat Walkers stöhnte.

Hinter sich hörte er lauernde, schleifende Bewegungen.

Das Monster kam, um sich zuerst seine Seele und sein Gehirn zu holen!

Pat Walkers rutschte tiefer. Seine Knie berührten den Boden. Von seinem Rücken strahlte eine eisige Kälte aus, die sich wie ein Netzwerk über seinen ganzen Körper ausbreitete.

Sein Herzschlag verlangsamte.

Pat Walkers röchelte. Rücklings kippte er um. Schwer knallte sein Schädel auf den Boden. Er hörte ferne Stimmen, Musik, jemand lachte. Bastarda?

Sein Leben lang hatte er dem Recht und dem Gesetz gedient. Jetzt starb er als – als Verbrecher. Er war bereit gewesen, Bastarda zu dienen! Er hatte sich von ihr überrumpeln lassen, jetzt begriff er alles, und er haßte sich dafür.

»Jimmi…«, ächzte er.

Der Nervenfaden des Monsters pendelte über ihm, dann zuckte die hornbewehrte Spitze plötzlich herunter. Pat Walkers spürte einen wuchtigen Schlag an seiner Stirn, spürte, wie etwas in seinen Schädel eindrang, und dachte daran, daß er alles dafür geben könnte, wenn er seinem Partner Jimmi noch sagen könnte, wie leid ihm alles tat, was geschehen war.

Aber dazu sollte er keine Gelegenheit mehr bekommen.

Ein Blitz fuhr in sein Gehirn, und der Schmerz löschte alles aus.

Für immer…

***

Jim Brooster wuchtete sich auf den Ellenbogen hoch.

Dann sah er das bizarre Wesen. Es wandte ihm den Rücken zu.

Einen breiten Rücken, massige Muskelstränge wölbten die leicht grünlich schimmernde, fleckige Haut, die in der Körpermitte von einigen stinkenden Lumpen dürftig bedeckt war.

Jim Brooster sah den massigen, runden Schädel, der von verfilzten, weit über den Rücken des Wesens hängenden Haaren bewachsen war.

Dann erst erblickte er die reglose Gestalt seines Partners Pat Walkers, der vor dem Wesen lag – und dann erst hörte er das gierige Schmatzen.

Jim Brooster begriff nichts, absolut nichts.

Pat war plötzlich verrückt geworden, hatte ihn angegriffen und niedergeschlagen, und jetzt lag er da am Boden, und dieses Wesen…

Was machte dieses Scheusal mit Pat?

Jim schrie auf, der Unheimliche federte augenblicklich herum, ein dünner, peitschenschnurähnlicher, Faden pfiff durch die Luft.

Jim Brooster reagierte instinktiv. Er warf sich seitwärts weg. Noch waren seine Lebensgeister nicht voll da. Pat Walkers hatte ihn verdammt gut getroffen, aber es klappte! Er konnte dem schnurähnlichen Ding ausweichen.

Gleichzeitig nahm er den höllischen Anblick des Unheimlichen voll in sich auf.

Das Gesicht raubte ihm den Atem. So etwas hatte er noch nie in seinem Leben gesehen…

War das der Dämon, der sie vorhin beherrscht hatte, als sie Frankie Bowens… Er dachte den Gedanken nicht zu Ende. In seinem Schädel rumorte es, er mußte an Pats Worte von vorhin denken, daß sich diese Bastarda Frankie Bowens geholt hatte, und gleichzeitig mußte er aufpassen, daß ihn dieser – dieser Tentakel nicht erwischte.

Vor allem das!

Es war eine tödliche Waffe, das hatte er längst begriffen!

Wieder pfiff die Schnur heran, während der Unheimliche geduckt auf ihn zuschlich. Jim Brooster schluckte hart. Gleichzeitig federte er auf die Füße. Seine Hände hoben sich, damit er notfalls den Tentakel wegschlagen konnte.

Wie eine Schlange, die ein Kaninchen hypnotisiert, pendelte die hornbewehrte Spitze knapp einen Yard vor Jim Broosters Kopf hin und her.

Jim Brooster war auf der Hut.

Er behielt den Tentakel sowie das Monstrum im Auge, während er rückwärtsgehend zurückwich.

Vorhin, als Pat ihn niedergeschlagen hatte, war ihm seine Dienstwaffe entfallen. Wo lag sie? Wenn er sie hätte, dann könnte er sich wenigstens zu wehren versuchen, aber gleichzeitig zweifelte er

daran, daß Kugeln diesem Wesen etwas anhaben konnten.

Jim Brooster tastete sich an der Wand entlang. Der Couch wich er aus, ebenso einem kleinen Tischchen, auf dem Zeitschriften und zerfledderte Comics lagen. Vielleicht gelang es ihm, die Tür zu erreichen. Das Monstrum folgte ihm. Die schwarze Säule, aus der es hervorgetreten war, waberte mitten im Raum.

Jims Blick glitt für den Bruchteil einer Sekunde hin, um sich zu überzeugen, daß von dort keine Gefahr drohte.

Und diese Chance nahm der Unheimliche wahr. Mit einem geschmeidigen Satz federte er vor. Der Tentakel zuckte auf Jim Brooster heran, knallte gegen seine Stirn, warf seinen Schädel zurück, daß er das Gefühl hatte, er müsse unter dem mörderischen Aufprall zerplatzen.

Er fiel rücklings zu Boden, riß einen Sessel mit sich um, der neben ihm zu liegen kam.

Der Dämon brummte zufrieden. Der Tentakel glitt um Jim Broosters Hals.

Der Cop bekam es nur am Rande mit. Verzweifelt kämpfte er gegen die Ohnmacht an, die ihn davonspülen wollte, aber wenn ihr das gelang, dann war er verloren!

Er würde nie wieder aufwachen, dafür würde dieses Monstrum sorgen.

Seine Hände ruckten hoch, krallten sich in den Tentakel, der ihn würgte, rissen daran, aber schafften es nicht, ihn zu lockern. Unheimlich fest saß er um seine Kehle.

Jim Brooster sah ein, daß es so nicht ging.

Der Dämon stand über ihm. Der Gestank, der von ihm ausstrahlte, war mörderisch. Wie von einer Leiche. Grausam…

Ganz langsam trieb sein Geist davon, er merkte es gar nicht richtig, seine Hände ruckten noch ein paarmal an dem sehnigen Tentakel, der sich wie eine Würgeschlinge immer fester um seinen Hals zuzog, dann fielen sie schlaff herunter…

***

Der Yargh-Dämon löste den Würgegriff seines Peitschententakels.

Er war zufrieden. Der Sterbliche hatte das Bewußtsein verloren, stellte momentan keine Gefahr mehr dar. Er würde ebenfalls seine Seele und sein Gehirn verlieren. Nachher. Erst war der rothaarige Sterbliche fällig.

Der Yargh-Dämon sandte einen kurzen Informations-Impuls an seine Herrin Bastarda ab, empfing eine knappe Bestätigung, die ihn hieß, seine Mission schnell zu beenden. Die Zeit drängte, die Bestien in den Niederungen des Grauens waren bereits aufmerksam geworden und hatten sich in der Nähe des Tores zusammengerottet.

Sie lauerten auf weitere Opfergaben, auf weitere Köder, die ihnen Bastarda geben wollte.

Kamen diese Köder nicht, würden sie sich wieder zurückziehen, und dann waren die ganzen Bemühungen der letzten Tage umsonst gewesen.

Der Dämon stieß ein grollendes Röhren aus und wandte sich wieder dem Sterblichen zu, den er so sicher in seiner Gewalt geglaubt hatte, und dem es doch in letzter Sekunde gelungen war, den Bluff zu durchschauen und einen Fluchtversuch zu starten.

Es war ihm mißlungen.

Niemand entkam ihm.

Der Peitschententakel fuhr auf den Sterbenden herunter, bohrte sich wieder in dessen Stirn und nahm sein grausiges Werk von neuem auf.

Der Yargh-Dämon stahl dem Unglücklichen die Seele sowie das Gehirn.

Das kantige Gesicht des Mannes zerfloß wie erhitztes Wachs. Das Gesicht ist der Spiegel der Seele. So lautete ein Sprichwort der Sterblichen. Wie zutreffend es war…

Plötzlich verhielt der Yargh. Witternd hob er seinen kantigen, monströsen Schädel. Der magische Bann, der die Bewohner dieses Hauses auf Distanz hielt, war verletzt worden. Jemand hatte die unsichtbare Grenze durchstoßen und näherte sich dieser Wohnung!

Der Yargh-Dämon versteifte. Er dachte an Bastardas Anweisungen. Er wollte sie befolgen. Natürlich. Aber es durfte nicht sein, daß ein Sterblicher dem magischen Bann eines Yargh nicht verfiel. Es sei denn – er war anders als die Sterblichen… War dies der Fall, so war er eine potentielle Gefahr, und der Yargh dachte nicht daran, Risiken einzugehen.

Wieder löste der Dämon seinen Tentakel von seinem Opfer. Das Gesicht des Mannes war jetzt eine spiegelglatte, bleiche Fläche, über die hin und wieder ein reflexartiges Zucken lief.

Der Yargh schenkte dem keine Beachtung. Das wogende Pulsieren, das in seine Aufnahme-Kammern geflossen war, erstarb, eine unangenehme Leere breitete sich in ihm aus. Das war immer so, wenn er die Aufnahme unterbrechen mußte.

Aber jetzt war dies unerläßlich.

Geschmeidig richtete er sich auf und huschte in den Flur hinaus.

Die Dunkelheit, die hier herrschte, stärkte ihn, und das hatte er auch nötig, denn die leben- und energiespendende Schwarzsäule war fest im Wohnzimmer stationiert. Ihre belebenden Ausstrahlungen, auf die er bei Tageslicht angewiesen war, waren in ihrem Wirkungsbereich begrenzt.

Sein dämonischer Instinkt ließ ihn den Menschen wittern, der sich der Wohnung näherte.

Bewußt näherte!
Der Bann-Strahl lenkte ihn nicht ab!
Der Yargh-Dämon spannte seine Muskeln an. Mit seinen hypersensiblen Sinnen verfolgte er jeden Schritt des Menschen, der sich draußen näherte.
Er suchte ihn!
Der Yargh-Dämon registrierte dies verwundert. Was mochte das für ein Mensch sein? Kein gewöhnlicher jedenfalls, das stand fest.
Im nächsten Augenblick war es soweit!
Der Mensch mußte jetzt direkt vor der Wohnungstür stehen, und darauf hatte der Yargh nur gewartet!
Er riß die Tür auf – und griff an…

***

Wie von der Sehne geschnellt, flog der Schatten auf ihn zu!
Mike Hunter sah ihn kommen!
In den Sekundenbruchteilen, die zwischen dem Aufreißen der Tür und dem Angriff des Schattens vergingen, handelte er.
Und zwar gedankenschnell!
Ein blitzartiger Sidestep brachte ihn aus der unmittelbaren Gefahrenlinie. Der Schatten verfehlte ihn haarscharf, Mike konnte den eisigen Luftzug förmlich in sein Gesicht schlagen spüren. Er ließ den Kerl nicht aus den Augen. Das war ziemlich schwer, denn der Schatten bewegte sich so schnell wie ein Derwisch. Schon wirbelte er wieder herum, und Mike Hunter hatte seine Waffenhand noch kaum einen Zentimeter hochrucken lassen. Die Geschehnisse liefen in Lichtgeschwindigkeit ab. Der Schatten federte schon wieder heran.
Mike wollte wieder ausweichen, aber diesmal klappte das nicht mehr. Der Schatten knurrte und glich den Sidestep aus. Dann krachte er gegen Mike. Eine Wolke fauligen Gestanks hüllte ihn ein.
Gleichzeitig verlor er den Bodenkontakt. Der Schlag, der ihn knapp oberhalb der Gürtellinie getroffen hatte, trieb ihm die Tränen in die Augen.
Dann kam der Aufprall auf dem rauhen Estrich-Belag des Bodens, und der war hart.
Mike prellte sich den Schädel an, blieb trotzdem nicht liegen, weil das tödlich war, sondern rollte herum, so schnell er noch dazu in der Lage war. Hinter sich hörte er einen dumpfen Aufschlag, ein geiferndes Grollen, dann knallte schon der nächste Treffer auf ihn herunter.
Himmel, was war das für ein Wesen?
Eisenhart war der Schlag.
Mike Hunter sah Sterne, die ihn in einem bunten Reigen umtanzten.
Wie durch dicke Watte kämpfte er sich plötzlich. Seine Bewegungen

kamen ihm so langsam vor, daß er hätte heulen können. Aber dazu war jetzt keine Zeit.

Er schaffte es gerade noch, dem dritten Schlag auszuweichen, den er mehr heransausen ahnte, als daß er ihn sah.

Die Luger war ihm aus der Hand gefallen. Vorhin schon. Mike versuchte sich daran zu erinnern, wo. Der Schatten kam wieder.

Mike wartete nicht erst ab, bis er wieder einstecken durfte, sondern schnellte sich weg, seine Knie gaben nach, der Aufprall war so unglücklich, daß er seitwärts fiel, und zwar auf die Rechte. Ein scharfer Schmerz loderte hoch, überschwemmte ihn regelrecht, aber da war der Schatten, ein tödlicher, unbarmherziger Gegner…

Gleichzeitig spürte Mike das kalte Metall der Luger.

Er riß sie mit der Linken an sich.

Schritte!

Rasend schnell!

Mike brachte die Luger in Anschlag, sah den Schatten urplötzlich über sich – und feuerte. Die Lichtblume blühte auf, das geweihte Silber fauchte aus dem Lauf – und traf nur die Luft.

Der Schatten war weg – wie weggezaubert!

Dafür aber pfiff etwas anderes heran. Mike hörte das zischende, scharfe Geräusch, war sekundenlang unschlüssig, und das wurde ihm zum Verderben. Ein knochenharter Schlag traf ihn voll an der Stirn, schleuderte ihn zurück – und da war die Wand.

Der Schlag, mit dem sein Hinterkopf dagegenknallte, brachte Helligkeit, die nicht von dieser Welt war, ein grelles Licht, das sich mit der vernichtenden Wucht eines Atompilzes in seinem Schädel ausbreitete.

Mike rutschte an der Wand entlang zu Boden.

Die Welt begann zu hüpfen, zu kreisen, auf- und abzuschwellen wie der Körper einer Qualle. Der dunkle, stinkende Korridor wurde zum Korridor ins Jenseits.

Mike Hunter wollte die Benommenheit abschütteln, versuchte verzweifelt, die Verbindung zur Realität nicht abreißen zu lassen.

Aber alles verzerrte sich.

Die Perspektiven verwischten.

Der Schatten, der sich jetzt über ihn beugte, zerfloß, wurde riesengroß, schien ihn einzuhüllen, dann zog er sich wieder auf Normalgröße zusammen. Und diese Normalgröße war schon beängstigend genug. Mike glaubte, ein zufriedenes Grunzen zu hören, der Gestank des Dämons überschüttete ihn förmlich, und das Licht in seinem Schädel schmolz wieder zusammen, wurde zu einem rötlich glimmenden Punkt in der Weite eines Sternenlosen Weltraums.

Von weit weg kam noch ein dröhnendes Hämmern.

Sein Herzschlag.

Aber auch der entfernte sich immer mehr von ihm.
Mike Hunters letzte einigermaßen bewußte Wahrnehmung war, daß er über den dreckigen Boden geschleift wurde…

***

Die Waynesdale Klinik lag am Ende der Quinslans Street in einem großen, gepflegten Garten. Ein betagtes, Uförmig angelegtes Gebäude. Zwischen all den Hochhäusern, die es umgaben, machte es sich wie ein Fremdkörper. Efeu rankte an den Mauern hoch und um die vergitterten Fenster und verlieh dem ganzen Komplex etwas Mystisches, Märchenhaftes.
Das spitz zulaufende Giebeldach, die Erker, die breite Freitreppe, die zu dem pompösen, jedoch ebenfalls vergitterten Eingang hochführte – alles paßte.
Und natürlich die unvermeidliche Mauer, die das ganze Anwesen umgürtete. Auf der Mauerkrone war Stacheldraht gespannt.
So gesehen, war die Klinik wohl eher ein – Gefängnis.
Josef stoppte den Camaro vor dem hohen, schmiedeeisernen Tor.
Nur von hier aus konnte man einen Blick in das Anwesen werfen.
Die Bäume, die die Auffahrt säumten, taten das ihre, um allzu neugierige Blicke abprallen zu lassen.
Damona und Josef Heidenreich stiegen aus.
»Ein düsterer Kasten«, sagte Josef.
»Und hier sollen psychische Leiden geheilt werden«, versetzte Damona sarkastisch.
Sie läutete.
Zwei Sekunden vergingen, dann knackte es in der Sprechanlage.
»Ja? Wer ist da?« wollte eine gehetzt klingende Stimme wissen.
»Damona King; Miß Palmer hat mich gerufen, sie erwartet mich.«
»Miß King – endlich. Ich bin es, Claire Palmer. Ich habe schon geglaubt, sie würden nicht mehr kommen. Ich mache auf.«
Es summte, das schmiedeeiserne Tor schwang auf.
»Vornehm, vornehm«, spöttelte Damona.
Sie stiegen wieder ein, Josef ließ den Camaro die Allee entlanggleiten. Die Bäume überschatteten den Weg. Der Himmel über Manhattan klarte zusehends auf. Vielleicht wurde es doch noch ein schöner Tag.
Die Rasenflächen wirkten saftig grün und luden zu einem Spaziergang ein. Aber keine Menschenseele war im Freien zu sehen. Das ganze Anwesen wirkte wie ausgestorben. Nicht einmal hinter den Fenstern waren Bewegungen auszumachen.
Je näher sie der Klinik kamen – desto abweisender wirkte sie.
Damona spürte es förmlich.
Ein eisiger Hauch strich über ihren Nacken. Angst? – Wovor?

Vor dem protzigen Eingang hielt Josef. Bevor er den Zündschlüssel drehte, warf er ihr einen raschen Seitenblick zu. »Soll ich warten?«

»Nein, komm mit.«

»Glaubst du, daß uns dieser Dr. Waynesdale Schwierigkeiten machen wird?«

»Möglich. Miß Palmer hat aus ihm nicht gerade einen Heiligen gemacht.«

»So, wie dieser Kasten hier wirkt, ist er das auch nicht.« Josef stieg aus. Damona ebenfalls. Die Türen klappten zu.

Das Portal schwang auf, und eine zierliche, brünette Frau trat heraus. Sie überschattete ihre Augen, winkte ihnen.

Damona sah sich kurz um, dann stieg sie hinter Josef die Treppe hoch.

Im Seitentrakt hatte sie im ersten Stock hinter einem der hohen, schmalen Fenster eine Bewegung gesehen. Blitzartig war ein Gesicht von der Scheibe zurückgewichen.

Natürlich war ihre Ankunft bemerkt worden.

Sie war darauf gespannt, wie Dr. Waynesdale reagieren würde, denn sie war davon überzeugt, daß Claire Palmer ihn von ihrem Besuch nicht unterrichtet hatte.

»Miß King«, sagte sie zu ihr, nachdem sie Josef Heidenreich die Hand geschüttelt hatte. »Ich freue mich. Ich freue mich wirklich.«

Ihr schmales Gesicht war angespannt, aber die Augen schimmerten weich, was ihr trotz ihrer Zierlichkeit ein mütterliches Aussehen gab.

Claire Palmer war mittelgroß, schlank, ihr Busen trotzdem aber beachtlich; die weiße Schwesterntracht bändigte ihn nur mit Müh und Not.

Damona lächelte und legte der Schwester die Hand auf die Schulter. »Das haben wir doch alles schon am Telefon geklärt. Ich bin froh, daß Sie mich angerufen haben.«

Sie nickte hektisch.

Überhaupt strahlte sie Hektik förmlich aus wie ein Hochofen die Hitze. Sie stand regelrecht unter Hochspannung.

Während sie Damona und Josef durch die Eingangshalle führte, wandte sie kurz den Kopf, und sagte: »Dr. Waynesdale weiß nichts von Ihrem Kommen. Er hat mich zwar beim Telefonieren überrascht, aber ich glaube, er hat nichts Wesentliches mitbekommen. Wir müssen uns beeilen, denn ich bin sicher, daß er nicht erlauben würde, daß Sie Thomas besuchen.«

Das hatten sie und Josef ja bereits erwartet.

»Beeilen wir uns also«, sagte Damona ruhig.

Sie durchquerten die Halle, eilten an der Aufnahme vorbei, die momentan unbesetzt war. Ein Telefon bimmelte. Niemand hob ab.

Irgendwo in den Tiefen der Klinik gellte ein langgezogener Schrei auf

und versiegte in einem jämmerlichen Winseln. Eine Tür wurde geöffnet und wieder zugeschlagen. Schritte näherten sich.

»Wir nehmen die Hintertreppe«, sagte Claire Palmer hastig.

Sie eilten einen langen Gang entlang, von dem in regelmäßigen Abständen Türen abzweigten. Die Wände waren geweißt, der Boden mit einem grauen unempfindlichen Linoleum-Belag versahen.

Alles wirkte kalt, steril, abweisend.

»Haben Sie Thomas informiert, daß wir kommen?« wandte sich Damona an Claire Palmer.

»Nein. Ich – ich habe mich nicht getraut, noch einmal zu ihm zu gehen. Waynesdale ist sicherlich schon mißtrauisch genug. Er weiß, daß mir seine sogenannten Heilmethoden nicht gerade gefallen. Ich bin ihm unbequem, er wartet nur darauf, einen triftigen Kündigungsgrund zu finden.«

»Wenn er uns jetzt also erwischt…«

»Dann hat er diesen Grund«, vollendete Claire Palmer unnatürlich ruhig. »Aber das muß ich in Kauf nehmen. Thomas zuliebe. Und wenn er wirklich die Zukunft sieht, worauf ja alles hindeutet, dann müssen persönliche Interessen sowieso zurücktreten. Es geht doch um so viel mehr.«

»Sie sind eine tapfere Frau, Miß Palmer.«

»Ich habe ein Gewissen, das ist alles. Außerdem habe ich lange genug meinen Mund gehalten. Wenn uns Waynesdale erwischt, dann ist das Pech. Aber ich hoffe, daß es nicht so weit kommen wird: Er ist momentan in einer Besprechung. Wir haben noch gut fünfzehn Minuten Zeit. Es würde mir schwerfallen, zu gehen. Ich hänge sehr an den Patienten, die ich betreue. Besonders an Thomas Warner. Er ist nur anders. Ja, das ist der richtige Ausdruck, glaube ich.«

Sie kamen im vierten Stock an, wandten sich nach links und folgten einem engen Korridor.

Von der sterilen Atmosphäre war hier oben nichts mehr zu sehen.

Der Verputz war stellenweise von den Wänden geblättert. In den Ecken hingen dunkle, staubige Spinnweben. Der Boden war fleckig, es roch nach Schweiß und Urin.

Überall lag Staub.

»Hierher werden die sogenannten hoffnungslosen Fälle verlegt, wenn sie Schwierigkeiten machen«, kommentierte Claire Palmer bitter. »Das ganze nennt sich geschlossene Abteilung.«

»Waynesdale wird mir immer suspekter«, warf Josef Heidenreich unbehaglich ein.

Damona hatte den gleichen Gedanken gehabt.

Das war keine Klinik mehr, das war ein stinkendes Loch, ein Kerker, in dem geistig kranke Menschen vollends zugrunde gehen mußten!

»Warum unternimmt niemand etwas dagegen?«

»Kein Außenseiter weiß von diesem Trakt. Der Doktor führt die staatlichen Prüfungskomitees, die sich alle paar Schaltjahre mal hier sehen lassen, stets in die modern eingerichteten Abteilungen, und das genügt den Herrschaften dann auch schon.«

»Dann arbeitet Waynesdale also auch in staatlichem Auftrag?« entfuhr es Damona King.

»Ja. Sogenannte Sozial-Fälle werden ihm überantwortet. Er ist eben billig.«

»Für das, was er bietet, aber immer noch zu teuer!« versetzte Damona bissig. Sie war entschlossen, in dieser Angelegenheit aktiv zu werden. Das, was Waynesdale abzog, war – gelinde gesagt – eine Schweinerei.

Geschäftemacherei mit psychisch Kranken – und vor allem auf deren Kosten.

Himmel, wie weit war es doch mit den Menschen gekommen.

Sie erreichten das Ende des Korridors. Claire Palmer sah sich nervös um, doch niemand war zu sehen. Aus einer der benachbarten Zellen kam ein amüsiertes Kichern. Ein aufgedunsenes, rotes Gesicht erschien hinter einem Gitter.

»Na, holt ihr ihn ab, den Spinner? Zuerst schreit er wie am Spieß, und jetzt schweigt er sich aus…«

Aus einem anderen Zimmer, linker Hand, war ein monotones Selbstgespräch zu hören.

Irgendwo zählte jemand unaufhörlich von eins bis zehn.

Die Atmosphäre schlug förmlich aufs Gemüt.

Claire Palmer schloß die wuchtige, dick wattierte Tür auf und ließ Damona und Josef eintreten.

In diesem Augenblick schlug das Grauen zu…

***

Schmerzwellen jagten durch seinen Schädel. Dazu ein gemeines Stechen und Ziehen, als würde seine Kopfhaut abrasiert werden. Ein Elefantentritt mußte ihn vor die Stirn getroffen haben. Und dort war auch etwas Warmes, Feuchtes, Klebriges zu spüren.

Mike Hunter brauchte nicht hinzutasten, um zu wissen, was es war.

Blut!

Der Schrecken krallte sich in seinem Nacken fest, aber Mike Hunter hütete sich, auch nur eine Bewegung zu machen oder einen Laut von sich zu geben, solange er nicht wußte, wo der Dämon war, der ihn überwältigt hatte.

Vorsichtig öffnete er seine Augen.

Er lag halb auf der rechten Seite, seine Waffenhand war unter seinem Körper.

Aber Mike spürte das Griffstück der Luger. Der Dämon hatte ihn also

nicht entwaffnet. Wahrscheinlich war er gar nicht auf die Idee gekommen, daß die Waffe für ihn gefährlich werden konnte. Normale Kugeln brauchte er nicht zu fürchten. Aber die Luger war nicht mit normalen Kugeln, sondern geweihten Silbergeschossen geladen.

Mike blinzelte. Das Blut war ihm in die Augen gelaufen und zu einer krustigen Masse erstarrt.

Aus der Froschperspektive, in der er sich momentan befand, sah er auch nicht sonderlich viel.

Ein paar Tisch- und Sesselbeine. Glasscherben. Zerfledderte Comics, die willkürlich verstreut auf dem Boden lagen.

Aber außerhalb dieses Gesichtsfeldes war ein gieriges, saugendes Schmatzen zu hören…

Mike atmete tief ein. Das vertrieb die Schmerzen in seinem Schädel zwar nicht, tat aber trotzdem gut. Seine Lebensgeister waren wieder da. Der Schlag war hart gewesen, aber sein Dickschädel offenbar noch härter.

Mike bewegte sich millimeterweise. Das Schmatzen ging ihm durch und durch. Wie von einem Raubtier, das seine Beute leersaugte… Es war ein alles beherrschendes Geräusch, schien regelrecht anzuschwellen. Mike begann zu schwitzen. Er konnte sich schon denken, was da ablief.

Er verlagerte sein Gewicht weiter. Dabei hatte er keine Ahnung, ob der Dämon zu ihm hersah oder nicht. Es blieb auch keine Zeit, das erst einmal festzustellen. Mike schluckte hart. Alles in ihm schrie danach, wie der Teufel herumzufedern, den Unheimlichen zu attackieren…

Aber er wollte die einzige Chance, die er hatte, nicht verschenken.

Deshalb lieber etwas langsamer, aber dafür um so wirkungsvoller.

Mike lag jetzt auf dem Bauch. Seine Rechte packte die Luger. Der Zeigefinger tastete nach dem Stecher. Okay. Mit der Linken stützte sich Mike ab, atmete noch einmal tief durch, dann drückte er sich herum.

Er flog nach links weg. Rollte um seine eigene Achse. Sah den Dämon über einem reglos am Boden liegenden Mann kauern. Ein dunkel pulsierender, peitschenschnurdünner Tentakel war mit der Stirn des Mannes verbunden…

Jetzt hatte Mike seine Gewißheit.

Jetzt wußte er definitiv, was das Schmatzen zu bedeuten gehabt hatte – und wie die Opfer, die überall in New York gefunden worden waren, ihre Gehirne verloren hatten…

Aber der Dämon reagierte im gleichen Augenblick.

»Du!« grollte er und wirbelte herum.

Der Tentakel löste sich von der Stirn des Unglücklichen. Pfiff herum.

Mike hob die Luger.

»Besser, du probierst es nicht!« sagte er eiskalt.

»Du drohst mir?« Der Dämon lachte grollend. Seine Stimme hörte sich irgendwie unwirklich an. Das mochte daher kommen, weil die Kreatur nirgends einen sichtbaren Mund hatte. Vielleicht sprach sie telepathisch zu ihm? Es war jedenfalls kein Unterschied zu einem

›normalen‹ Sprechen festzustellen.

»Ja, ich drohe dir. Laß' dich nicht zu Dummheiten hinreißen, Freundchen.«

»Kugeln vermögen mir nichts zu tun«, lachte der Dämon wild.

Und stieß sich ab!

Der monströse Körper flog durch die Luft. Ein geballtes Bündel Muskeln und Energie.

»Diese Kugeln schon!« stieß Mike hervor und zog durch. Die Luger bellte auf. Einmal. Zweimal. Die Kugeln stanzten in den Leib des Dämons!

Gleichzeitig stieß sich Mike weg.

Der Unheimliche krachte schwer zu Boden, überschlug sich, die Hände griffen zuckend nach ihm, aber Mike stand bereits auf den Füßen und feuerte ein drittes Mal.

Diesmal traf jede Kugel.

Dort, wo sie in den Körper wuchteten, entstanden regelrechte Lavaherde. Es begann zu brodeln und zu dampfen. Der Gestank, der aufwirbelte, war entsetzlich.

»Du – du… verdammter…« röchelte der Dämon.

»Ich habe dich gewarnt.«

Der Dämon sagte nichts mehr. Mit letzter Kraft versuchte er über den Boden zu kriechen, Millimeter für Millimeter zu einer schwarzen, wallenden Säule hin, die wie eine manifestierte Drohung des Bösen mitten im Raum stand.

Mike sah sie erst jetzt. Vorhin hatte er sein ganzes Augenmerk auf den Unheimlichen gerichtet.

Der Dämon kroch zu der Säule hin.

»Bastarda – sie wird mich rächen. So, wie sie auch meinen Bruder Aurgo gerächt hat. Bowens… stirbt hundert Tode.«

Mike wurde hellhörig. »Dieser Bowens – war das der Mann, der von der Feuertreppe geworfen wurde?«

»Ja. Meine Magie übernahm die beiden Polizisten. Sie haben ihn gejagt, so wie ich es wollte. Es war auch in Bastardas Sinn. Aber Bowens schlug nicht auf der Straße unten auf. Bastarda gefiel es, ihn zu sich ins Haus der Finsternis zu holen. Dort – dort wird sich sein Schicksal erfüllen.«

»Und du wolltest dir jetzt die Leben der beiden Cops holen«, vollendete Mike, der jetzt voll durchblickte.

»Ja. Ihre Seelen und ihre Gehirne. Es ist wichtig…«

»Für die Bestien aus der Dimension des Grauens«, schoß Mike einen

Schuß ins Blaue ab.

Der Dämon zuckte zusammen. Ein grauenvoller Anblick, da sein Körper bereits halb aufgelöst war, eine zerfließende, stinkende, schwammige Masse. Die Auflösung ging immer schneller voran.

»Du – du weißt…«

»Genug.«

»Bastarda!« schrie der sterbende Dämon plötzlich mit schauriger Stimme. »Bastarda…«

Dann war es vorbei.

Gleichzeitig fiel die schwarze, pulsierende Säule in sich zusammen, wogte über den Boden, sickerte in den Teppich ein – und war verschwunden wie Nebel, der sich unter Sonnenstrahlen auflöst.

Mike atmete durch und stieg über die stinkende schwarze Pfütze hinweg und ging zu der reglosen Gestalt, über der der Dämon gekauert war.

Ein rothaariger Mann – ohne Gesicht!

Mike starrte darauf. Dann überwand er sein Grauen, ließ sich auf ein Knie nieder und tastete nach der Halsschlagader. Nichts. Kein Lebenszeichen. Er beugte sich vor, preßte seinen Kopf auf die Brust des Mannes und horchte nach dem Herzschlag. Auch hier: nichts.

Dem Mann konnte nichts und niemand mehr helfen. Er war tot.

Der Dämon hatte ihn auf dem Gewissen. Aber der zweite Cop – wo lag der zweite Cop?

Mike richtete sich auf.

In seinem Magen verknotete sich alles. War der andere Cop auch tot?

Er fand den Polizisten hinter der Couch am Boden liegend. Sein Gesicht war noch vorhanden. Und Mike sah auch, daß sich die Brust des Mannes hob und senkte. Zwar nur schwach, aber immerhin.

Er stieß den Atem aus.

»Komm schon, Junge, hoch mit dir!« Er zerrte den Cop hinter der Couch hervor und richtete ihn auf, nachdem er ihm zwei leichte Ohrfeigen versetzt hatte.

Im Gesicht des Mannes zuckte es. Er stöhnte.

Dann aber öffnete er seine Augen, sah Mike an, riß sich los, taumelte zurück, fiel hin.

»Keine Bange, das wird schon wieder«, sagte Mike.

»Wer – sind Sie?«

»Mike Hunter. Und Sie?«

»Jim – Jim Brooster.« Er schluckte. Seine Hände fuhren an seiner Stirn hoch, wo eine mächtige Beule prangte. Sie schillerte in allen Regenbogenfarben.

»Ich dachte schon…« Der Cop brach kopfschüttelnd ab. »Was ist geschehen?«

Mike zuckte die Schultern. »Ich wollte hier oben nach dem Rechten

sehen. Der Mann, den Sie und Ihr Partner in die Tiefe gestoßen haben – er kam niemals unten an. Das macht neugierig.« Mike unterbrach sich kurz, räusperte sich und fand, daß damit genug zu seiner Person gesagt war. Der Cop brauchte nicht zu wissen, daß er sich sozusagen professionell mit der Dämonenjagd abgab.

»Und – weiter?« drängte der Polizist. Mühsam kam er wieder auf die Füße. Mikes Hilfe wehrte er ab. Leicht schwankend stand er schließlich und massierte sich den Schädel.

Seinen toten Kollegen hatte er noch nicht erblickt.

»Ich kam gerade noch rechtzeitig, um das Monster zu erledigen. Das ist alles«, sagte er einfach.

»Pat – was ist mit Pat?«

»Sorry, aber…«

»Er ist tot, nicht wahr?«

»Ja«, sagte Mike.

Draußen, vor der Wohnung, wurde jetzt Stimmengewirr laut. Der Cop warf Mike Hunter einen mißtrauischen Blick zu. »Wir müssen uns noch eingehender miteinander unterhalten.«

»Aber nicht jetzt, Mr. Brooster.«

Jim Brooster sah ihn forschend an. »Warum nicht?«

»Ich muß dringend in die Waynesdale Klinik.«

»Wie dringend?«

»Verdammt dringend, Jim« sagte Mike eindringlich.

Der Cop legte ihm eine Hand auf den Unterarm. »Du bist doch nicht zufällig hier, Mike.« Auch er war zum persönlicheren Du übergegangen. »Du hast doch irgend etwas mit der Sache zu tun.«

Mike hielt dem stechenden Blick stand. Dann nickte er.

Brooster wollte etwas sagen, aber Mike kam ihm zuvor. »Ich stehe auf der richtigen Seite, Jim, wie du. Und deshalb muß ich jetzt so schnell wie möglich in die Waynesdale Klinik. Mit mehr Erklärungen kann ich dir jetzt nicht dienen.«

Die Stimmen wurden lauter.

Fäuste hämmerten gegen die Wohnungstür.

»Aufmachen! Polizei!« brüllte eine befehlsgewohnte Kommißstimme.

»Ich bring’ dich hin, Mike. Aber unterwegs wirst du mir meine Fragen beantworten.«

Mike blieb das Ja schuldig. Der Cop schien eine harte Nummer zu sein. Von seinem Knockout hatte er sich jedenfalls prächtig erholt.

Sie gingen an die Tür und öffneten. Ein Streifenpolizist musterte sie scharf. »Was geht hier vor! Die Leute sagen…«

»Ich bin Lieutenant Brooster, Mordkommission Manhattan«, sagte Jim und unterbrach den Redefluß des Mannes, indem er ihm gleichzeitig seinen Ausweis vor die Nase hielt.

»Oh, Sir – ich wußte ja nicht…«

»Hören Sie zu, Mann. Sie sorgen dafür, daß diese Wohnung von keinem Menschen betreten wird. Ich benachrichtige die Kollegen. Sie werden in spätestens zehn Minuten hier sein. Solange haften Sie mir mit Ihrem Kopf dafür, daß hier alles so bleibt, wie es ist, klar!«

»Klar, Sir.«

»Okay.« Jim Brooster klopfte dem Mann auf die Schulter, ging noch einmal ins Wohnzimmer zurück, um seine Dienstwaffe zu holen, dann winkte er Mike Hunter.

»Wir können.«

Mike Hunter nickte dem Streifen-Cop zu, der zurücknickte, dann die Wohnungstür schloß und sich davor aufbaute. Im Flur drängelten sich die Schaulustigen. Stimmen redeten durcheinander.

Jemand wollte Schüsse gehört haben. Ein anderer eine Frau laut um Hilfe schreien. Ein dritter hatte gar nichts gehört.

Jim Brooster und Mike Hunter quälten sich durch die Menge, erreichten den Aufzugskasten, stiegen ein und fuhren nach unten.

Der zivile Dienstwagen parkte vor dem Nachbarhaus. Sie marschierten hin. Mike spürte die Blicke der Jugendlichen, die auf den Treppen saßen und zu ihnen herstarrten. Die Gaffer hatten sich verzogen. Wunder waren in New York nicht lange genug Sensation.

Jim Brooster benachrichtigte die Einsatzzentrale von dem, was passiert war. Der diensthabende Beamte versprach, umgehend die Crew zu schicken.

»Okay.« Jim Brooster hängte ein.

»Beeilen wir uns«, bat Mike.

»Nervös?«

»Das auch«, wich Mike aus. Jim Brooster lockerte den Knoten der verrutschten Krawatte, wischte sich übers Gesicht, dann gab er Gas.

Der Chevy glitt vom Straßenrand weg und fädelte sich in den Verkehr ein.

Mike dachte an Damona King.

Ja, er war nervös. Und er hatte Angst. Zusammen mit dem, was Claire Palmer gesagt hatte, ergab sich ein düsteres Bild. Das Puzzle war fast komplett. Bastarda wollte die Bestien aus der Dimension des Bösen locken. Der Junge, Thomas Warner, phantasierte nicht. Er war der Schlüssel zu den ganzen Geschehnissen, denn er konnte die nahe Zukunft sehen.

Deshalb schwebte er in tödlicher Gefahr…

***

Die Gummizelle, in die sie Thomas Warner gesteckt hatten, war zu einem Schlangenpfuhl geworden!

Damona King zuckte zurück. Josef Heidenreich stieß einen Fluch aus. Claire Palmer klammerte sich an seinem Arm fest, ihre Augen waren

vom Grauen geweitet!
Überall Schlangen!
Riesige, glitschige Leiber, die sich zuckend wanden, ineinander verschlungen, untereinander, übereinander. Ein Meer sich windender, glänzender, schimmernder Körper!
Manche so dick wie ein menschlicher Leib!
Und Thomas Warner lag mitten unter ihnen!
Die Schlangen hatten ihn eingekesselt, im wahrsten Sinne des Wortes.
Ringsum wogten sie. Häßliche Dreiecksschädel pendelten wie zu einer unhörbaren Melodie hin und her.
Thomas Warner aber schien das alles nicht zu sehen.
Steif und aufrecht saß er auf dem Boden und starrte gegen die Wände.
Die Schlangenbrut zog sich näher um ihn zusammen!
»Thomas!« wisperte Claire Palmer ganz schwach.
»Still!« zischte Damona.
»Aber was sollen wir denn jetzt tun? Wie ist das nur möglich!«
Damona antwortete der Schwester nicht. Ganz behutsam schob sie Josef und Claire Palmer hinter sich. Dann machte sie den Schritt über die Schwelle.
Die Schlangenleiber wogten, wanden, kräuselten sich nach wie vor.
Die kantigen Schädel waren nach wie vor auf Thomas Warner gerichtet.
Damonas Rechte glitt ganz langsam hoch und holte das Hexenherz, das an der silbernen Kette hin, aus der Bluse hervor und ließ es offen in dem engen Tal zwischen ihren Brüsten baumeln.
Sie wußte nicht, ob ihr das geheimnisvolle Relikt in dieser Angelegenheit beistand.
Waren die Schlangen real – oder nur eine dämonische Vision, die sie daran hindern sollte, mit Thomas Warner zu sprechen?
Oder waren sie durch schwarze Magie real hierherversetzt worden, um den Jungen umzubringen?
In beiden Fällen lief es auf das gleiche hinaus: Thomas Warner sollte zum Schweigen gebracht werden. Demnach mußte er die Wahrheit sehen – die reale Zukunft, und dies sollte sie nicht erfahren.
Damona ging weiter.
Vorsichtig setzte sie einen Fuß vor den anderen, fand immer wieder einen Fleck, auf den sie treten konnte, ohne die Schlangenleiber zu berühren.
Die Tür blieb hinter ihr zurück.
Sie sah sich nicht um. Eisern nach vorn gerichtet hielt sie ihren Blick.
Auf Thomas Warner.
Und auf die Schlangen.

Ihre Ausdünstungen erfüllten den Raum. Ein scharfer, beizender Gestank, der nicht von dieser Welt zu sein schien. Dazu das Zischeln und Fauchen, die raschelnden, kratzenden Geräusche, die die schuppigen Körper verursachten, wenn sie sich über den Boden der Gummizelle bewegten.

Weiter!

Damonas Rechte tastete nach der Luger. Wenn das Hexenherz nicht half, dann wollte sie ihr Leben wenigstens so teuer wie möglich verkaufen und einige dieser Bestien mitnehmen.

Je weiter sie in den Schlangenpfuhl hineintrat und die normale Welt der psychiatrischen Klinik hinter sich zurückließ, desto fester war sie davon überzeugt, daß die Schlangen echt waren.

Bastarda – auch daß die Dreimalgroße hinter all dem steckte, wie Thomas Warner behauptet hatte, bezweifelte sie mittlerweile nicht mehr – hatte nicht nötig, mit Visionen zu bluffen, wie damals der Alptraum-Bringer.

Obwohl auch die Spuk-Kreaturen dieses Teufels sehr real und tödlich gewesen waren.[7]

Bis auf einen Yard war sie jetzt an Thomas Warner herangekommen.

Die Schlangen wurden nervös. Natürlich hatten sie ihr Eindringen bemerkt und mit kalt glotzenden Augen beobachtet. Aber noch griffen sie nicht an. Die Brut geriet in heftiger wogende Bewegungen.

An den Wänden des Raumes war sie am hektischsten. Die schuppigen, schleimglänzenden, geschmeidigen Leiber wölbten sich hoch.

Die Schlangenschädel richteten sich auf, die Augen fixierten sie eiskalt.

Damona rieselte es kalt über den Rücken. Aber sie dachte nicht daran, umzukehren.

Sie mußte es schaffen, zu Thomas Warner durchzukommen. Sie mußte mit dem Jungen reden. Da griff die erste Schlange an!

Damona sah die huschende Bewegung aus den Augenwinkeln heraus, schwang mit ihrem Oberkörper herum und feuerte aus der Hüfte heraus.

Das geweihte Silbergeschoß zerfetzte den häßlichen Dreiecksschädel!

Der Leib fiel schlaff in das wogende Schlangenmeer, das sofort in wilde, wogende Bewegung geriet.

Zwei, drei weitere Schlangenschädel zuckten hoch.

Damona schoß wieder. Belfernd hallten die Schüsse in der kleinen Zelle wieder.

Jeder Schuß traf sein Ziel. Die Schlangenschädel wurden zurückgepeitscht und zerrissen.

Die Brut wurde durch den Lärm angestachelt. Das Blut ihrer Artgenossen machte sie verrückt.

Immer mehr Schlangenschädel stießen hoch.

Aber sie griffen nicht mehr an, schienen wie auf ein geheimes Kommando zurückgehalten worden zu sein.

Damonas Gesicht war wie aus Stein gemeißelt. Die nervliche Anspannung ließ sie frieren. Hart preßte sie ihre Zähne aufeinander, ein Kiefermuskel zuckte.

Warum hatten die Schlangen den Angriff gestoppt?

Ein letzter Schritt über einen zusammengerollten Schlangenkörper hinweg, und sie stand bei Thomas Warner.

Der Junge schluchzte plötzlich auf, warf sich herum und in ihre Arme. Damona wurde total überrascht.

»Hilf mir!« wimmerte Thomas Warner. »Hilf mir… Bitte …«

Damona schniefte und umarmte den Jungen. Sein dürrer Körper zitterte. Sie strich ihm mit der Linken über die Haare.

In der Rechten hielt sie die Luger. Die Schlangenbrut zog sich noch näher heran. Und die Leiber türmten sich auf. Immer höher wurde der Wall.

»Was ist los, Thomas?« fragte Damona leise. Sie wollte den Jungen nicht beunruhigen, wollte ihn nicht auf die tödliche Gefahr hinweisen, in der sie beide schwebten, denn die Schlangen würden sie nicht mehr gehen lassen.

Lauter, gefährlicher, drohender wurde das Zischeln und Fauchen.

Die Körper scharrten über den Boden. Andere wanden sich über die Körper ihrer Artgenossen. Die Schädel pendelten, wischten gemächlich, hypnotisierend hin und her. Die eiskalten Augen glitzerten in einem dämonischen Licht.

Thomas Warner löste sich von Damona. Zögernd. Als habe er fürchterliche Angst, sie würde ihn allein lassen.

Sie wischte ihm die Tränen weg, die silbrige Linien auf sein verhärmtes angespanntes Gesicht gezogen hatten.

»Sie sind frei, Damona… Bastardas Bestien sind frei!« stieß er keuchend hervor.

»Überall sehe ich sie auftauchen. Überall… Schlangen, Geier, Ratten, Spinnen. Sie kommen. Sie haben Bastardas Köder angenommen, und jetzt gehorchen sie ihr. Sie tun, was die Dreimalgroße von ihnen verlangt. Und nicht nur sie. Die Bestien sind die Vorhut, aber es sollen auch noch Anführer für sie auferstehen. Die Höllenrocker! Damona – ich sehe sie. Da – da – da…« Er zeigte auf die Wände, stieß seine Hände mit ausgestreckten Fingern förmlich wie gegen einen angreifenden Feind vor.

»Überall sehe ich sie. Die Bestien hier – sie sind nur lächerlich zu nennen. Lächerlich im Vergleich zu ihren großen Brüdern und Schwestern…«

Damona rührte sich nicht. Sie hatte etwas Ähnliches schon erwartet,

aber nicht, daß es so irrsinnig schnell gehen würde. Die Schlangen waren schon da. Sie war zu spät gekommen…

Mehr noch: Sie saß hier in einer tödlichen Falle, aus der es weder für Thomas Warner noch für sie ein Entkommen gab.

Dazu brauchte es gar nicht die riesigen Bestien Bastardas!

Das konnten auch diese Schlangen besorgen…

»Sie greifen an, Damona! Sie greifen an… Bastardas Bestien schwärmen aus!« Thomas Warner schrie es hinaus. Seine Stimme überschlug sich, kippte, zerfaserte.

Damona berührte den Jungen sanft an der Wange. »Ganz ruhig, Thomas«, sagte sie sanft.

Er lächelte.

»Tot…«, stieß er hastig heraus. »Wir sind alle tot. Alle tot. Sie kommen. Sie holen uns.«

Und da griffen die Schlangen wieder an!

***

Der Tod senkte sich wie ein unsichtbares Leichentuch über Manhattan…

Die Horror-Bestien aus den Niederungen des Grauens hatten Bastardas Opfer angenommen!

Sie krochen aus dem engen Durchlaß in die diesseitige Welt, fauchend und grollend und zischelnd – oder auch in tödlichem Schweigen…

Sie kamen…

Bastardas Bestien waren frei!

***

Larry Laredo sah sie als erster!

Aber er sollte niemanden warnen können. Wie gebannt stand er neben seinem Porsche, aus dem er gerade ausgestiegen war.

Hoch droben, zwischen den engen Straßenschluchten, sah er die monströse Gestalt!

Ein riesiger Geier!

Sein Schatten fiel auf die Autos herunter, wischte darüber weg.

Ein häßliches Kreischen stieß die Bestie aus. Träge und kraftvoll zugleich flappten die riesigen Schwingen.

Larry Laredo begriff die Welt nicht mehr. So ein Riesenvieh durfte es doch gar nicht geben. Er packte die Aktentasche fester, konnte sich aber immer noch nicht entschließen, zu fliehen.

Der Geier schraubte sich tiefer.

Fasziniert starrte Larry Laredo hin.

Er war Steuerberater, ihn interessierten nur knochentrockene Zahlen und Fakten. Das, was da am Himmel heranschwebte, paßte einfach nicht in sein Weltbild.

Jetzt wurden auch andere Menschen auf den Geier aufmerksam.

Sie schrien panikerfüllt auf, zeigten hoch, redeten durcheinander.

Ein Hupkonzert setzte ein.

Ein paar Yards entfernt spielten zwei Negerkinder! Jetzt riß es sie förmlich hoch, als sie den Geier sahen.

Larry Laredo wachte wie aus einem Traum auf – nur um festzustellen, daß die Wirklichkeit viel schlimmer war!

Ein Alptraum geradezu!

»Weg! Verschwindet! Rennt schon!« schrie er den Kindern zu und fuchtelte mit der Aktentasche herum.

Gleichzeitig mit den Kindern rannte auch er los. Das offene Jackett flatterte um seinen hageren Körper. Den Hauseingang, guter Himmel, er mußte den Hauseingang erreichen, bevor diese Bestie…

Über sich hörte er das Flappen!

Eisige Luftturbulenzen peitschten herunter, als würde direkt über ihm ein Helikopter schweben.

Larry Laredo riß seinen Kopf hoch und starrte hinauf. Der Geier schwebte über ihm! Die Schwingen peitschten die Luft.

Grausam gellte der Angriffsschrei auf! »Nein!« kreischte Larry Laredo. Abwehrend hob er beide Hände vor sein Gesicht, gleichzeitig stolperte er; er fiel hin. Den Aufprall spürte er kaum. Den salzigen Blutgeschmack zwischen den Zähnen auch nicht. Er hatte sich die Lippen zerbissen – alles nebensächlich.

Der Schatten des Todes fiel über ihn.

Der Geier stieß herunter, blitzend raste der Krummschnabel heran, packte zu!

Der Schmerz, der Larry Laredo durchpeitschte, war kaum auszuhalten, loderte durch seinen Schädel, ließ es schwarz werden vor seinen Augen.

Dann war er wieder klar.

Der Geier stieg auf. Menschen schrien durcheinander. Überall Panik, Hektik, Entsetzen.

Das Flappen der Schwingen.

Die scharfe, ekelerregende Ausdünstung der Bestie!

Larry Laredo bekam es wie durch eine Wattewand mit. Er war nicht mehr er selbst, eher ein unbeteiligter Zuschauer. Er begriff nicht, daß er es war, den die Bestie gepackt hatte und jetzt mit sich davontrug.

Er schrie, lachte, zeterte.

Hoch, immer höher, stieg der Riesengeier auf. Die Welt blieb unter ihnen zurück. Das Empire State Building – wie lächerlich klein. In der Ferne wölbte sich die Welt als Kugel weg. Manhattan – winzig.

Ein fernes Eiland, in dem Menschen wie Ameisen zusammengepfercht lebten, ihrer täglichen Arbeit nacheilten.

Larry Laredo lächelte.

Die Schmerzen spürte er jetzt nicht mehr. Der Tod kam. Er war sanft. Eine Wohltat.

Larry Laredo starb mit einem Lächeln auf den Lippen.

Der riesige Geier aber trug den Leichnam davon…

Bastardas Bestien hatten ihr erstes Opfer geschlagen!

ENDE

[1]Siehe Damona King Nr. 58 »Bastarda, Herrscherin der Nacht«
[2]Siehe Damona King Nr. 61 »Der Giftmüll-Teufel«
[3]Siehe Damona King Nr. 50 »Das Hotel der Toten«
[4]Siehe Damona King Nr. 43 »Der wahnsinnige Dämon«
[5]Siehe Damona King Nr. 58 »Bastarda, Herrscherin der Nacht«
[6]Siehe Damona King Nr. 52 »Höllenengel«
[7]Siehe Damona King Nr. 51 »Der Alptraum-Bringer«